

„Gegen Recht und Wahrheit“

Es wird klar: Wenn ich mein Recht auf Patriotismus unter Zweifel zu stellen habe, wenn es vor meinem Gewissen der Verteidigung bedarf, so ist es weniger darum, weil ich kein sehr richtiger Deutscher bin, als darum, weil mein Verhältnis zur Politik auf gut deutsche Art ein Unverhältnis ist. Denn Politik ist Teilnahme am Staat, Eifer und Leidenschaft für den Staat, — und meinesgleichen ist nichts weniger als hegellisch gesinnt, ich finde nicht, daß der Staat „wie ein Irdisch-Göttliches zu verehren“ sei, ich sehe in ihm keinen „Selbstzweck“, — etwas Technisches mehr als etwas Geistiges, eine Maschine, die zu betreuen und zu beaufsichtigen Sache der Fachmänner ist; ich meine nicht nur nicht, daß die Bestimmung des Menschen im Staatlich-Gesellschaftlichen aufgehe, sondern ich finde diese Meinung sogar abstoßend inhuman; ich meine, daß wichtigste Teile des Menschengeistes: Religion, Philosophie, Kunst, Dichtung, Wissenschaft neben, über, außer dem Staate und oft genug gegen ihn existieren; jede Verwendung und Verwendbarkeit dieser Organe des Menschengeistes als Staatsorgan, jede offizielle, uniformierte und reglementierte Geistigkeit also, scheint mir die Ironie herauszufordern; auch ein „Ministerium der schönen Künste“ scheint mir das zu tun; nie hatte ich für meine Person gern mit dem Staate zu schaffen, meine Empfindungen für ihn waren von jeher so liederlich lau und individualistisch undevot,

wie möglich; ich war ein unpolitischer Mensch, war, was der
 Zivilisationsliterat einen „Ästheteten“ nennt . . . Aber ist
 Patriotismus nicht Politik? Bleibt er nicht, als Politik,
 für den Künstler eine Exzentrizität? Denn Politik ist un-
 menschlich; des Künstlers Sache aber ist am Ende, wenn nicht
 „Menschlichkeit“, so doch das Menschliche. Durchaus verstehe
 ich diejenigen, die erklären: „Ich kann nicht ein ganzes Volk
 lieben oder hassen; ich kenne nur Menschen.“ Gut, zuweilen
 scheint auch mir, daß einzig diese Denkweise einem Künstler
 ansteht, — obwohl . . . Obwohl zunächst einmal die plötz-
 liche groteske Personifizierung der Nationen, die Erscheinung
 ihrer Menschlichkeit in großem Stile, die der Krieg mit sich
 brachte, gerade für den Künstler etwas im höchsten Grade
 Anschaulich-Hinreißendes hatte. Ereignisse wie diese heben
 auf einmal die Individualität der einzelnen Völker, ihre
 ewigen Physiognomien mächtig hervor; ihr Urwille, ihr
 „intelligibler Charakter“ schien uns wie Felsgestein heraus-
 zutreten: England, Frankreich, Deutschland, Italien, sie
 benahmen sich so richtig, so ganz wie es im Buche, im Märchen-
 buche steht, daß, meine ich, der Künstler noch mehr als der
 Historiker zu entschuldigen war, wenn stärkste Anschauungslust
 ihn erschütterte und begeisterte. Politik? Aber Politik war
 es nicht, wenn man des Reichskanzlers Rede vom „Unrecht“,
 das Deutschland mit dem Einmarsch in Belgien begehe,
 schön, wenn auch nichts weniger als politisch und nicht ein-
 mal zutreffend, fand. Denn diese Haltung und Redeweise
 des ergriffenen Mannes wollte nicht Politik sein, sie war
 un- und antipolitisch im allerdeutlichsten Sinn, sie war so
 echt, durch Echtheit so großartig, dem überpolitischen, ge-
 waltig ethischen Augenblick so angemessen, daß politische Ein-
 wände dagegen immer werden erbärmlich wirken müssen. —
 Eine Fresko-Psychologie also, die national-psychologische Er-
 kenntnis und Selbsterkenntnis hat in Zeiten, wie dieser, ihre

gute Zeit: man lernt sich kennen, man wird an vieles Tiefste erinnert, wird sich seiner selbst national bewußt; und da in Notzeiten Selbstverneinung erbärmliche Schwäche wäre; da in solchen Zeiten Selbsterkenntnis und Selbstbehauptung eins sind, eins sein müssen; so ist kein Schritt mehr vom Bewußtsein seiner selbst zum Selbstbewußtsein, zur kriegerischen Freude an sich selbst, zum unpersönlichen Stolz, zum „Patriotismus“. Es ist wahr: der Krieg begünstigt, er erzwingt beinahe primitive Anschauungen, primitive Gefühle; aber sollte das einem Künstler unbedingt als Einwand gegen ihn gelten? Es ist wahr: die Völker als mythische Individuen anzuschauen, ist eine primitiv-völkstümliche Anschauungsweise, und Patriotismus selbst möchte eine Ergriffenheit von eher mythisch-primitiver, als politisch-geistiger Natur bedeuten. Um einen Künstler aber, dem das Primitive ein durchaus fremdes Element, der jedes „Rückfalls“ ins Primitive durchaus unfähig geworden wäre, stünde es, glaube ich, nicht gut. Ein Künstler ist vielleicht nur eben so weit Künstler und Dichter, als er dem Primitiven nicht entfremdet ist; und gesetzt selbst, er wäre ein „Bürger“, so ist er Künstler und Dichter vielleicht nur eben so weit, als er Volk ist und volkhafte primitiv zu schauen und zu empfinden nie ganz verlernte. „Das Volk,“ sagt Paul de Lagarde in seiner Polemik gegen das allgemeine Stimmrecht, „das Volk spricht garnicht, wann die einzelnen Individuen sprechen, aus denen das Volk besteht. Das Volk spricht nur dann, wann die Volkheit . . . in den Individuen zu Worte kommt: das heißt, wann das Bewußtsein der allen Einzelnen gemeinsamen Grund- und Stammmatur wach und sich über ihr Verhältnis zu großen Tatsachen der Geschichte klar wird . . . In betreff einzelner Geseze und einzelner Verwaltungsmaßregeln bleibt das Volk völlig stumm, wenn man es auch Mann für Mann um seine Meinung angeht und von Mann für Mann Antwort erhält.“ Mir scheint, volkhafte in

diesem Sinne ist das politische Verhältnis des Künstlers und Dichters. Seine politische Stunde ist gekommen, wenn „die Volkheit in den Individuen zu Worte kommt“, nicht, wenn es um staatstechnische Fragen geht; sie ist gekommen, wenn es sich, mit Lagarde zu unterscheiden, um Enthusiasmus, nicht um Geschäfte handelt. Seine Sache ist nicht der Staat, wohl aber ist das Vaterland auch seine Sache; und das Erlebnis, das der Krieg ihm bereitete, ist dies, daß er des Vaterlandes, worauf Staat und Politik ihm so lange den Blick verstellt hatten, vielleicht zum erstenmal ansichtig, — des Verhältnisses der Volkheit, die auch in ihm zu Worte kam, zu den großen Tatsachen der Geschichte mit Ergriffenheit inne wurde.

Man versetze sich nun aber überdies in die Lage jemandes, für den jener Zustand der Abwehr und notgedrungenen national-geistigen Selbstbehauptung nicht erst, wie für die Meisten, im August 1914 sich herstellte; der vielmehr lange in brüderlicher Nähe einer bedeutenden und im naïv französischen Stile aggressiven Geistigkeit gelebt hatte, welche ihrerseits bei Kriegsausbruch nur darum ihr Wort und Gefühl sofort mit dem der wider Deutschland geifernden Welt hatte vereinigen können, weil keine Ausschreitung fremden Hasses ihre eigene hemmungslose, sympathielose und niederdrückende Wut gegen das Sein und Wesen, das geschichtliche Erleben und die Wirklichkeitsform dieses Landes überbieten oder auch nur erreichen konnte: einer Geistigkeit, die längst mit schneidend unduldsamster Schärfe darauf bestanden hatte, daß man Deutschland, ausgemacht Deutschland! als den moralischen Schandfleck der Menschenerde erkenne oder auf den Anspruch verzichte, ein Mann des Gedankens zu heißen; einer Geistigkeit, die mit dem Namen des Deutschen Reiches durchaus die Vorstellung einer Prunk- und Reklamefassade hatte verbinden wollen, hinter der es nichts als Fäulnis und

Moder, Brutalität und Sklavenmisere gäbe; einer Geistigkeit, welche, die tiefe Anständigkeit deutschen Selbstfels zur Frage travestierend, das Deutschland der letzten vierzig Jahre zu einem Second empire à la Offenbach satirisch talentvoll hatte umfälschen wollen, das einer schmählischen débâcle entgegenankanierte: und alles dies aus dem einzigen Grunde, weil Deutschland keine Demokratie im herzerhebend-westlichen „Menschlichkeits“-Geiste gewesen war! Wie hätte ich, der so verbissen irrthümliche Lehrmeinungen zu teilen aus einfacher Willigkeit mich geweigert hatte — wie hätte ich nicht tiefste Genugthuung empfinden sollen darüber, daß sie sich als Irrtümer nun so lächerlich offenbarten: darüber, daß Deutschland sich im Wetter nun immerhin ein wenig anders bewährte, als irgend ein wurmstichiges Prestige-Empire im Jahre 1870! Vor Rechthaberei, Rechtbehalterei bewahre mich Gott! Wer sich des Rechtbehaltens im Wortstreit nicht schämt, wer es nicht schleunigst zu vertuschen sucht, daß er Recht behielt, den verachte ich als roh im menschlichen und geistigen Sinn. Hier aber, dies eine und große Mal, ist Recht behalten süß, brauche ich mich seiner nicht zu schämen, da es kein eitler Diskussionstriumph, sondern eine erschütternde Selbstoffenbarung der Wahrheit ist, — nicht mich betrifft, sondern ein großes und besonderes Volkswesen außer mir.

Außer mir. Man weise mir nach, daß ich nur einmal, in einem Augenblick bramarbasierender Unbesonnenheit, mich eingerechnet hätte, „wir“ gesagt hätte, wenn ich von Deutschland sprach: nach Art gewisser unabhömmlicher Bäume, aus denen die Forderung ausgiebiger Annerionen tönt, weil „wir“ „nicht umsonst geblutet haben dürfen“; man überführe mich eines solchen „wir“, und ich will ein chauvinistischer Prahlhans heißen mein Leben lang. Wie war die individualistische Distanzierung des Ich vom Ganzen so sehr ein Gebot des Anstandes, ein Gebot des Stolzes und der

Bescheidenheit, wie heute, da persönliche Wichtigkeit sich hinter dem nationalen Vorzeichen bläht und mancher Lump sich einbilden mag, weniger ein Lump zu sein, weil er sich einen deutschen Lumpen nennen darf. Wollte ich doch, ich wäre ein Schwede oder Luxemburger, damit ich dem Verdachte, mein „Patriotismus“ sei ein Versuch, mich mit fremden Federn zu schmücken und meine Blöße mit dem nationalen Ehrenkleide zu decken, dokumentarisch begegnen könnte. Nein! hier bin ich, und dort ist Deutschland. Meine Ehre gewinnt nichts durch seine Tugend. Ich bin einzeln, ich sehe zu. Lieber will ich auf eigene Hand ein Elender sein, als vom Ruhm der Nation borgen, indem ich in ihr „aufgehe“. Mit Kriegsgeschrei aufgehen in der Nation, — das ist kein übles Mittel, die eigene Schwäche zu vergessen und in Vergessenheit zu bringen. Ich erkläre, daß ich es ganz und gar von der Hand weise, dieses Mittel.

Außer mir. Wahrhaftig, da ist noch ein Zweifel an meinem Recht auf Patriotismus! Was habe ich im Grunde gemein mit diesem strogenden Volk, dessen ungeheure Tüchtigkeit heute den Schrecken und die Bewunderung derer bildet, die sich zusammentaten, um es zugrunde zu richten? Chronist und Erläuterer der *Décadence*, Liebhaber des Pathologischen und des Todes, ein Ästhet mit der Tendenz zum Abgrund: wie käme ich dazu, mich mit Deutschland zu identifizieren, wie komme ich zur positiven Kriegsteilnahme, zum patriotischen Enthusiasmus? Steht er mir an, kommt er mir zu? Kann er echt sein? — Laßt mich antworten darauf mit der Berufung auf einen Großen, der tief krank war von Anbeginn, grundpathologisch in jeder Stoffwahl, hysterisch, extrem, romantisch, „hypochondrisch“, Goethen ein Ärgernis. Und der doch, als Deutschland in Not war, die Donnerworte fand von der „Gemeinschaft“, die nur mit Blut, vor dem die Sonne verdunkelt, zu Grabe gebracht werden solle.

Kam es ihm zu? Stand es dem Leidenden und Komplizierten an, einfach zu sein? Zu lieben hier, zu hassen dort? Hätte es dem Geistigen nicht vielmehr geziemt, Napoleon zu verehren, die Vollendung des Revolutionsimperiums, das vereinigte französische Europa zu wünschen? So wäre es ohne Zweifel literarischer gewesen . . . Aber ganz offenbar war er nicht literarisch. Ganz offenbar gebrach es ihm an jener „Bergeistigung“, welche, nach der Aussage unseres Zivilisationsliteraten, der es aus Erfahrung weiß, ihren Mann „so weit über die Volksgenossen hinausführt, daß gewisse nationale Ereignisse ihn abgesondert erscheinen lassen, wie einen Feind.“ Nein, er glaubte nicht, seinem Genie eine solche Absonderung schuldig zu sein. Seine Gesinnung verlangte nicht, daß er „Verbannung und Schweigen“ ertrage, wie der Zivilisationsliterat sie heute — in rhetorischer Suade — ertragen zu müssen versichert. Er sprach. Und nicht Verkanntheit und hochnäsige Entfremdung sprach aus ihm. Der krankhaft zerquälte Künstler, der, ungeahnt von den Lebenden in seiner Größe, zu persönlicher Dankbarkeit sich nicht im mindesten verpflichtet fühlen konnte, er sprach für Deutschland in den innig hinreißendsten Akzenten: ja, dieser hysterische Junker, — Logiker, Propagandist, Drauf- und Durchgänger des Ungeistes und des Rückfalls in untermenschliche Schwäche, mitrennend, verantwortungslos anfeuernd und vor Hochgefühl von Sinnen, er wurde um Deutschlands willen zum windigen Journalisten, er schrieb jenen Artikel, jene zwei Seiten gewaltiger, im ernstesten Sinne rednerischer Prosa, die „Was gilt es in diesem Kriege?“ überschrieben sind, die Wort für Wort, statt vor hundert Jahren, vor zweien könnten geschrieben sein, und die dann sicher von gewissen geistigen Herren als Hegartikel gebrandmarkt worden wären. Kein Zweifel, seine Bergeistigung war wenig fortgeschritten. Wie hätte er sich sonst der verbrecherischen Gedankenlosigkeit — wenn es nichts Schlimmeres

war — schuldig machen können, das Volk, sein Volk, das ewige Volk zu verwechseln mit dem zufälligen, lebenden Geschlecht, dessen Laster und Irrtümer er kennen mußte: die menschlich mangelhafte Gemeinschaft der Lebenden mit jener hohen, deren Dasein, wie er sagte, durch das Dritteil eines Erdalters geheiligt sei; die, „unbekannt mit dem Geist der Herrschsucht und der Eroberung, des Daseins und der Duldung so würdig sei, wie irgend eine“; die, „weit entfernt, in ihrem Busen auch nur eine Regung von Übermut zu tragen bis auf den heutigen Tag an ihre eigene Herrlichkeit nicht geglaubt habe, sondern herumgeflattert sei, unermüdlich, einer Biene gleich, alles, was sie Vortreffliches fand, in sich aufzunehmen, gleich als ob nichts von Ursprung herein Schönes in ihr selber wäre, während gleichwohl in ihrem Schoße die Götter das Urbild der Menschheit reiner, als in irgend einer andern, aufbewahrt hätten“; mit jener Gemeinschaft, die den Leibniz, Gutenberg und Keppler, Hutten und Sickingen, Luther und Melanchthon, Joseph und Friedrich, Dürer, Cranach und Klopstock hervorgebracht, die die Wilden der Südsee noch, wenn sie sie kannten, zu beschützen herbeiströmen würden, und deren Dasein keine deutsche Brust überleben solle —? Wie, frage ich, hätte Kleist dieser Gedankenlosigkeit und Verwechselung schuldig werden können, wenn er nicht ein falscher Geistiger, falsch Begeisterter, ein Schmeichler und Streber gewesen wäre, dem es darauf ankam, „Nationaldichter“ zu werden: ganz wie wir Elenden von heute, die Vergiftigung nicht bis zu wünschenswerter Höhe über ihre Volksgenossen hinaus geführt hat, und die der Zivilisationsliterat desselben Verbrechens sowohl wie derselben Motive zeugt? — Man könnte einwenden, das zufällige, menschlich-mangelhafte lebende Geschlecht sei nun einmal die zeitliche Erscheinung jener hohen und ideell verklärten Gemeinschaft; es sei schwierig, in Zeiten, wie dieser, das zeitliche Volk so ganz vom ewigen

Volke zu trennen, mit jenem sei dieses in Noth, das lebende Geschlecht habe die Sache des ewigen Volkes im Fleische durchzufechten, und wenn es dieser Aufgabe sittlich nicht würdig sei, so seien frühere lebende Geschlechter ihrer wohl auch nicht würdiger gewesen. Man könnte daran erinnern, daß, wie Lagarde sagt, „ein Volk allerdings auch eine natürliche Grundlage hat und aus Individuen besteht, daß aber diese natürliche Grundlage in der Nationalität aus dem Physischen ins Historische übersetzt und darum als bloß Natürliches nicht mehr vorhanden ist.“ Man könnte schließlich hinzufügen: wenn es dem Zivilisationsliteraten allzu sauer werde, dergleichen zu denken, so möge er die politischen Moralitäten lieber sparen. Aber solche Einwendungen und Erinnerungen wären müßig, denn jene demagogische Verwechslung, die den Zivilisationsliteraten so sehr erbittert, hat gar nicht statt, — weder in Kleists Fall, noch bei uns falschen Geistigen von heute, die wir, wie der Zivilisationsliterat sagt, „dem Ungeist gedankliche Stützen liefern“, — sie hat nicht statt, sage ich, und ich werde es beweisen.

„Vielleicht meinst du,“ wird im „Katechismus der Deutschen“ gefragt, „die Deutschen befanden sich schon, wie die Sachen stehn, auf dem Gipfel aller Tugend, alles Heils und alles Ruhms?“ — Es antwortet: „Keineswegs, mein Vater.“ — Und wieder: „Oder waren wenigstens auf gutem Wege, ihn zu erreichen?“ — Die Antwort: „Nein, mein Vater, auch das nicht.“ — „Von welcher Unart habe ich dir zuweilen gesprochen?“ — „Von einer Unart?“ — „Ja; die dem lebenden Geschlecht anklebt.“ — Diese Unart sei eine Überreiztheit des Verstandes, heißt es. Die Deutschen reflektierten, wo sie empfinden oder handeln sollten, sie meinten, alles durch ihren Witz bewerkstelligen zu können, und gäben nichts mehr auf die alte, geheimnisvolle Kraft der Herzen. — Aber dann:

„Woran hingen sie,“ geht das Fragen weiter, „mit unmäßiger und unedler Liebe?“ — „An Geld und Gut, trieben Handel und Wandel damit, daß ihnen der Schweiß, ordentlich des Mitleidens würdig, von der Stirne triefte, und meinten, ein ruhiges, gemächliches und sorgenfreies Leben sei alles, was sich in der Welt erringen ließe.“ — Und es kommt die Frage: „Warum also mag das Elend wohl, das in der Zeit ist, über sie gekommen sein?“ — Und die Antwort: „Um ihnen diese Güter völlig verächtlich zu machen, und sie anzuregen, nach den höheren und höchsten, die Gott den Menschen beschert hat, hinauszustreben.“ — „Und welches sind die höchsten Güter der Menschen?“ — „Gott, Vaterland, Kaiser, Freiheit, Liebe und Treue, Schönheit, Wissenschaft und Kunst.“

Eine tolle Aufzählung! Eine tolle, höchst widerliterarische Rangordnung der Güter! Die Religion zuerst, Vaterland und Kaiser an zweiter und dritter Stelle, die Freiheit an vierter, und die Literatur ganz zuletzt! Aber wird hier das lebende Geschlecht mit dem ewigen Volk verwechselt? Wird es mit Lobhudelei bedient? Wird es auch nur geschont? Nein, das wird es nicht! Und das wurde es auch jetzt nicht, vor zwei Jahren! Es wurde ihm nicht gesagt, von niemandem, daß es den Gipfel der Tugend innegehabt habe oder auf gutem Wege gewesen sei, ihn zu erreichen. Sofort, in den ersten Rausch hinein der Reinigung und des Aufstandes, sprach die Besinnung und mahnte, was vorher gewesen sei. Ich beneide denjenigen nicht, ich beneide niemanden, der sich damals auszuschließen, sich unberührt zu halten vermochte von einer Erschütterung, die überall hinreichte, deren Wellen den abseits und einzeln auf dem Lande, den weit über See Lebenden im Nu erreichten und ergriffen, in jeder Brust das Stillste, Älteste, Einfachste und Stärkste weckten. Mich befremdet ein Moralismus, der mit aufgerichtetem Magisterfinger dem gestellten Deutschland bedeutete, erst wenn es

sich durch „innere Politik“, durch eine oder die andere Dreyfusaffäre sittlich geläutert habe, werde es berechtigt sein, sich irgend nach außen zu wenden, — als ob der gewaltige und schwärmerische Zusammenschluß der Nation in der Bereitschaft zu strengster Prüfung, in der hohen und freudig ernstesten, von Leichtsinne und Übermut reinen Bereitschaft auch, ihre Weltstunde zu schauen, den „Tag des Ruhmes“, den Goethe ihr 1813, in jenem Gespräche mit Luthen, verkündigt, — als ob das alles mit Moral nicht vielleicht von weitem allerlei zu tun gehabt hätte. Ich beargwöhne die steif ablehnende Kälte einer „Vergeistigung“, die sich zu vornehm dünkte, den Traum eines Volkes von Heimsuchung und notgeborener Tat einen Tag auch nur, eine Stunde lang mitzuträumen und sich den in aller Geschichte unerhörten, auch von sehenden Feinden als beispiellos bestaunten Leistungen dieses Volkes hämisch-hartnäckig verschließt, — nur weil sie sonst nicht „Recht behielte“, weil es sonst die Frage zu beantworten gälte, ob ein niedrig denkendes und sklavisches Volk dieser Leistungen fähig sein würde, — und die sich, ihre verstockte Haltung zu rechtfertigen, am Ende wohl gar auf die des sonst als Ästheten, Quietisten und Fürstensknecht verpönten Goethe, des Goethe von 1813, berufen zu dürfen meint: gerade als ob Goethe, der auf der Gegenseite nicht, wie wir, die Herren Asquith und Poincaré, sondern Napoleon Bonaparte erblickte, ein Zivilisationsliterat und albern genug gewesen wäre, auf die humanitäre Lügenphrase des demokratischen Imperialismus gehobenen Busens hineinzufallen, — er, der über Deutschlands „Besonderheit“ ganz sicher nicht schlechter, als Dostojewskij, Bescheid wußte, der es seinem Kaiser nachsprach, daß „das Schicksal der Deutschen noch nicht erfüllt“ sei und daß sie, hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, längst würden zugrunde

gegangen sein. Zuletzt ist es müßig bis zur Insipidität, den spirit des Beherrschers einer versunkenen nationalen Epoche zu zitieren, um ihm seine Meinung über die derzeitige Weltlage abzufragen; denn was man bei einem so kindlichen Experiment vernimmt, ist nicht Goethes Wort, sondern eine hohle und nichtige Geisterstimme, die aus uns selber kommt, während wir uns bereden möchten, sie töne aus der Ewigkeit. Der verewigte Geist ist eingegangen in unsere Welt, nicht auf oder außer ihr, und selbst den kürzlich geschiedenen, wie den, der im Fleische Friedrich Nießsche hieß, können wir uns von außen und oben über sie urteilend nicht ernstlich denken. Ja, auch nur ganz allgemein zu fragen, wie ein heute lebender Mensch von Goethes Range über unsere Angelegenheiten urteilen würde, ist sinnlos; denn es lebt kein Solcher, und daß keiner lebt, ist kein Zufall, sondern es liegt in der Zeit, und die gedankliche Verkoppelung Goethescher Majestät mit dieser demokratischen, von persönlicher Größe unbeaufsichtigten Zeit ist völlig unersprießlich und ohne Sinn. Unterdessen gibt es Literaten, die sich die erdenklichste Mühe geben, sich zu den Geschehnissen so zu verhalten, wie der Großherr einer kosmopolitischen Bildungsepoche, dem einzig die Frage: Kultur oder Barbarei am Herzen liegen durfte und der allerdings lieber noch die Franzosen, als die damals uns verbündeten Kosaken und Baschkiren in Deutschland sah, sich möglicherweise dazu verhalten würde. Ich achte sie garnicht. Ich beargwöhne, um es zu wiederholen, jene „Vergeistigung“, die sich demokratisch nennt, während sie das Gegenteil ist, nämlich die hochnäsige Entfremdung und Selbstabschließung; ich beargwöhne sie nicht nur, ich sah und weiß, wie es in Wirklichkeit darum steht. Ich weiß und sah, daß diese „Vergeistigung“ rechthaberischer Besorgnis um ein gehätscheltetes Ideensystem gleichkommt, das man plötzlich zu seinem Schrecken einer stürmischen Zugluft ausgesetzt sah . . . „Meine

Ideen! Was wird aus meinen Ideen?" -- das war ihre erste Frage bei Kriegsausbruch und wird immer ihre erste und letzte sein. Ich wußte nun aber nicht, daß diejenigen, die einer solchen Art von Vergeistigung nicht theilhaft waren und sind, der Verwechslung des lebenden Geschlechts mit dem ideellen Volke sich schuldig gemacht und jenem Süßigkeiten gesagt hätten: vielmehr erinnere ich mich, daß über Schwarzmalerei und Bußpredigerton geklagt wurde in Hinsicht auf die Schilderungen, welche der Zustand von vor dem Kriege vielfach erfuhr. Über den wölfschen Merkantilismus, die geistige Zerfahrenheit und Anarchie, die sittliche Ratlosigkeit der zusammengebrochenen Friedenswelt, die doch die Welt des lebenden Geschlechtes gewesen war, wurde, scheint mir, damals manch äußerstes Wort gesagt, -- wenn freilich auch solche Kritik nicht bloß national gemeint war, sondern sich auf einen Weltzustand bezog, an dem Deutschland nur theilgehabt; wenn sie also auch nicht, um nur recht moralisch-innerpolitisch zu erscheinen, sich gebärdete, als sei es so schlimm nur bei uns, überall sonst aber sehr schön und edel zugegangen. Das Gewissen sprach laut, die Hoffnung auf „Erneuerung“ sprach noch lauter und vielstimmiger; und, seien wir ehrlich, wir schämen uns heute ein wenig all jenes finsternen und freudigen Ungefühls. Wer in der problematischen Sphäre der Literatur gelebt hatte, mochte geneigt sein, von der eigenen Qual auf den Zustand des Lebens selbst und des Volkes zu schließen, -- des Volkes, das unterdessen über alle literarische Vorstellung hinaus einfach, gelassen und tüchtig geblieben war. Und andererseits hat der Erneuerungs-Idealismus sich wohl oder übel belehren lassen müssen, daß der Mensch „aus Gemeinem gemacht“ bleibt und auch heute eifrig darauf bedacht ist, sich das Heroisch-Historische durch Lebensmittelwucher und dergleichen humoristische Hilfsmittel „menschlich näher zu bringen“ ...

Aber ich habe diesem Kapitel die Überschrift „Gegen Recht und Wahrheit“ gegeben, und das kann nur eine Bedeutung haben: ich wünsche hier einen Augenblick von meinen Beiträgen zur öffentlichen Kriegsdiskussion zu reden, jenen zwei, drei felddienstmäßig gerüsteten Artikeln, die zu dem Büchlein „Friedrich und die große Koalition“ vereinigt wurden, — und in denen nun freilich von fleistischer Leidenschaft wenig zu spüren war. Denn wenn ich Zweifel hege, ob einer Existenz, wie der meinen, Patriotismus „zukommt“, so weiß ich von einigen Dingen mit Sicherheit, ob sie mir zukommen oder nicht. Donnerworte kommen mir nicht zu. Und ich glaube nicht, daß sie heute irgend jemandem anstünden. Wahrscheinlich sind sie Sache der Kanonen. Die Literatur ist heute von demokratischer Verfassung: kein Wunder, daß die Literaten auch sonst nach der Demokratie verlangen. — Nein, eine andere Art und Weise, anderes als Donnerworte, war mir angemessen, um den geistreichen Beschimpfungen, mit denen die literarische Zivilisation Deutschland überschüttete, der Boulevard-Psychologie, womit dies Volk, das so gar kein Volk des Wortes ist, das auch jetzt wieder sein Wort, sein eigenes Wort nicht in Bereitschaft hatte und also einen Anblick literarischer Hilflosigkeit bot, von seinen frech beredten Feinden besudelt wurde, die Spitze zu bieten. Ich erinnerte mich des europäischen Literaten in mir, den ich freilich nicht sehr hoch achte; mir fiel ein, daß ich das, was die Bourgeois-Rhetoren drüben können, auch noch könne, daß ich zu schreiben gelernt habe, ebenso gut schließlich, wie sie, — und daß dieser Fall, mein Fall, in welchem eine lateinische Esprit-Mitgift mit herzlicher, ganz undifferenzierter Parteinahme für Deutschland zusammenfalle, eine Seltenheit sei, ein Ausnahmefall, gewissermaßen ein Glücksfall, der manifest werden müsse . . . Ich dachte, daß man Denen dort drüben mit ihren eigenen Waffen be-

gegenen müsse, mit Advokatenkunst, Geist, Antithesen, Wit, Berve, Eleganz, dialektischen Paraden... Glänzen? nein, der Zivilisationsliterat irrt, wenn er sagt, daß ich glänzen wollte. Ich wollte dienen, wollte helfen. Oder vielmehr, weit entfernt zu glauben, daß ich wirklich dienen und helfen könne, wünschte ich, mein Verlangen danach eilends zu verdeutlichen, darüber, wo mein Herz war, keinen Zweifel zu lassen: und so entstand jene frühe und rasche Improvisation, die „Gedanken im Kriege“ überschrieben war, und in der manches, was in der Folge besser, gültiger, haltbarer gesagt worden ist, mit ungewohnter Geistesgegenwart vorweggenommen wurde; jener dem „bösen“ König gewidmete Essay sodann, dessen glücklich-leichte Eigenschaften daher rühren, daß ich von langer Hand her auf ihn vorbereitet war, und der „Patriotismus“ wirklich beinahe literarisch annehmbar zu machen wußte; und auch der Brief an das Schwedische Tagblatt, — diese erste und wohl auf immer einzige kleine politische Aktion meines Lebens, ein Ding, wahrhaftig, wie man es nicht schreibt, wenn man glänzen, sondern wenn man nützen möchte... Irre ich mich, wenn ich zu wissen glaube, daß es weniger die patriotische Tendenz dieser Artikel, als ihre westlich-literarische Form war, was unserem Literatentum böses Blut machte? Der zweifellose und manchen falsch anmutende Kontrast zwischen ihrer Parteinahme und der Art und Weise, auf welche darin Partei genommen wurde? „In eleganter Herrichtung,“ klagte der Zivilisationsliterat, hätte ich „gegen Wahrheit und Gerechtigkeit gestanden“, und gab mit eben diesem Worte „Herrichtung“ zu verstehen, daß die „Eleganz“ in solchem Falle auf Lug und Trug beruhen müsse; denn er lebt der — nicht völlig unbegründeten — Überzeugung, daß „Patriotismus“ und der Stil eines Schusters Dinge sind, die einander von Natur und Rechts wegen notwendig bedingen. Daß aber jener Kontrast auch von solchen

empfundener und bemerkt wurde, die sich nicht sittlich ent-
rüstet, sondern nur beobachtend und feststellend dazu ver-
hielten, zeigte mir mancher Brief, den ich damals erhielt.
„Eine Polemik gegen die Zivilisation,“ hörte ich da; „aber
in einer Form, die Inhalte aus dem Gebiete der Zivilisation
erwarten ließe . . . Darf ich Sie bitten, sich diesen Satz an-
zusehen? Und in diesem Satz die Herkunft aller Nachdrucks-
worte zu prüfen? Gedanken und Wörter sind französisch.
Diese andere Partie zeigt englische Sprachverhältnisse. Dort
wieder ist ein Nerventrakt von vollkommen französischem Stil.“
Aber mir schien, eben das war der Witz, die eigentliche Pointe
des Ganzen. Und wenn ein deutscher Gelehrter und Soldat
mir später schrieb: „Für Sie persönlich liegt das Problema-
tische der Situation darin, daß Ihr eigenes Mittel, das
Wort, durch jene anderen usurpiert ist“, — so schien mir viel-
mehr, daß ich das eigenste Mittel der anderen usurpiert und
gegen sie gewandt hätte . . .

Zwei Schriftsteller hohen Ranges haben jene Kriegsaufsätze,
von denen übrigens, meiner gelassenen Einsicht nach, nur das
Hauptstück, der Friedrich-Versuch, literarisch ernstlicher in Be-
tracht kommt, heftig angegriffen: der Eine geradezu und
in vollster Öffentlichkeit, der Andere mittelbar, anspielungs-
weise und doppelsinnig-halböffentlich, — Franzose der Eine
und Dichter von europäischem Ruf, der Andere ein . . . nun, ja
doch! ein Deutscher also, den Vergeistigung dermaßen hoch
über seine Volksgenossen emporgeführt, daß er ebenfalls
zum Franzosen geworden. Der Franzose von Geburt heißt
Romain Rolland; und daß er Franzose ist, Franzose mit
Haut und Haar und also im Grunde ganz ohne kosmopoliti-
sche Begabung, das lehrt sein unendlich wohlmeinendes
Kriegsbüchlein, dessen Paris skandalisierende Wirkung nicht
recht verständlich ist, da sich sein Titel — „Au dessus de la

mêlée“ — bei der Lektüre als eine ausgemachte Selbsttäuschung herausstellt. Ist denn nicht auch dieses „Au dessus“ eine naive Überheblichkeit und Unmöglichkeit im Europa von heute? Unparteilichkeit, Überparteilichkeit, „Neutralität“, gibt es das heute unter leidlich lebhaften Geistern der neutralen oder kriegsführenden Welt? War Norwegens höchster Prosa-Poet, Knut Hamsun, neutral, als er seinen Beitrag für das deutsche Kampfbuch „England im Spiegel der Kulturmenschheit“ lieferte? Und kann Romain Rolland, der das King Alberts book mit dem hochempfindsamen Artikel „Au Peuple qui souffre pour la justice“ verfaß, im Ernste glauben, er stehe über dem Gemenge? Er glaubt es. Er glaubt, für Deutschland, „das wahre Deutschland“, welches nicht das die Gerechtigkeit bestreitende Deutschland dieses Krieges ist, ebenso unmittelbar und innig zu empfinden, wie für das wahre Frankreich, welches offenbar eins ist mit dem Frankreich dieses Krieges; und dieser Glaube ist es, aus dem er das Recht ableitet, mich, einen Wortführer des falschen Deutschland, so bitter zu schelten.

Ich habe in dem Dichter des „Jean-Christophe“ den Baumeister eines großen Werkes zu ehren. Nichts darf mich hindern, die Reinheit und Güte seines Menschentums zu empfinden und mich davor zu beugen. Auch sehe ich wohl, daß dieser Schriftsteller eine für sein Vaterland — kaum auch für Deutschland — überaus wichtige und neue geistige Erscheinung ist. Sein großes Prosa-werk ist keine Gesellschaftskritik französischer Observanz, sondern ein Bildungs- und Entwicklungsroman im deutschen Stile und hat geradezu einen deutschen Musiker zum Helden. Es gibt Elemente in Rollands Wesen, die man antidemokratisch, antirationalistisch, antiintellektualistisch nennen darf, und die ihn daheim bis zu einem gewissen Grade landfremd erscheinen lassen. Er ist es jedoch nur insofern, als er einem

Frankreich angehört, das mit dem offiziellen und wortführenden — o ja: wortführenden! — Frankreich nicht identisch ist, nicht also mit dem zentralistisch-hauptstädtischen Frankreich der Kammern und Zeitungen, des doktrinären Radikalismus, der fanatischen Traditionsfeindschaft, des Rhetor-Bourgeois und des Herrn Poincaré. „Ihr denkt immer nur,“ schrieb er eines Tages an einen ihm und mir gemeinsamen österreichischen Freund, „an die Erscheinung Frankreichs seit dem sechzehnten Jahrhundert, aber vor dieser Zeit ist es unendlich weiter und tiefer. So lebt es fort in Herz und Geist unserer Provinzbevölkerung... Unsere Literatur gibt eine viel zu beschränkte Vorstellung von unserem Volke; sie wurde durch die alt-neue Pseudorenaissance des sechzehnten Jahrhunderts verfälscht und durch die Unduldsamkeit der herrschenden Klasse, die Frankreich erobert hat, — den König der Isle de France und seine Verbündete, die Kirche. Die anderen Künste, minder der Raison unterworfen, haben sich früher frei gemacht. Denken Sie an das Hervorbrechen des Impressionismus... Vergessen Sie nie, daß wir das Volk sind, das die gotische Baukunst schuf, das Volk der Chansons de geste und der Artusromane. Unsere wahren Bücher sind unsere Dome. Wer die Skulpturen am Hauptportal von Amiens, Bourges, Bezeley buchstabiert, liest in der Seele der heutigen Pikardie, des heutigen Berry oder Burgund. Das sind unsere Kraftreserven...“

Unsere wahren Bücher sind unsere Dome! Ein sonderbarer Ausspruch für den Bürger eines Landes, das man als das literarische Land par excellence zu betrachten gewöhnt ist, und für den Bürger der radikalen Republik insbesondere! Ich weiß nicht, wie Holland sich alles in allem zu Maurice Barrès verhält; in dem verzweifelten Kampfe jedenfalls, den dieser vor dem Kriege zur Verteidigung der gotischen Baudenkmale seines Landes gegen die boshafte Zerstörungs-

jucht des regierenden Apotheker-Atheismus führte, muß sein Gefühl auf Barrès' Seite gewesen sein, — gesetzt nämlich, daß sein Gefühl solche französischen, allzu französischen Konflikte überhaupt ernst nimmt, daß es überhaupt teil hat an der unseligen und lebensfeindlichen Antithetik der französischen Geistes- und Staatsverfassung, — was wahrscheinlich, ja offenbar nicht der Fall ist. Nein, er findet sich gewiß nicht vor die Wahl gestellt, entweder ein Fortschrittsbanause und Pfaffenfresser oder ein hysterischer Kirchenbeweiner zu sein. Er weiß, daß die Antithese, welche die Leidenschaft selbst sein möchte, während sie bloß wüßig ist, Starrheit, Unfreiheit, Unfruchtbarkeit, Lebensfeindlichkeit bedeutet, — und daß er es ist, ein Franzose, der dies heute vielleicht in aller Welt am besten und tiefsten weiß, das ist eine sehr merkwürdige Tatsache. Vielleicht muß man Franzose oder in gewissem Grade Franzose sein, um fähig gewesen zu sein, Rationalismus und Intellektualismus recht gründlich zu durchleiden und sich endlich dann, wie Holland, zu den Schöpfern, zu Goethe und Tolstoi zu flüchten? Im „Jean Christophe“ findet sich die wahrhaft anständige und gewiß unsterbliche Stelle: „Jeder unserer Gedanken ist nur ein Augenblick unseres Lebens. Wozu nützte uns das Leben, wenn nicht um unsere Irrtümer zu berichtigen, unsere Vorurteile zu besiegen und täglich Herz und Gedanken weiter zu machen? . . . Jeden Tag nützen wir, ein wenig mehr Wahrheit zu erlangen. Wenn wir am Ziele sind, dann sagt, was unsere Mühe wert war.“

Sätze, so sympathisch, so erhaben über Doktrinarismus und Rechthaberei, wie dieser, Zeugnisse tiefster, ehrlichster Willigkeit zu leben und zu lernen, bietet auch das Kriegsbüchlein in nicht geringer Zahl, — dieses Buch, worin das lebendige Deutschland in ein „wahres“ und ein „falsches“ so starr und strenge geteilt erscheint; ja — was mich ärgern müßte —

gerade jenes Kapitel enthält ihrer am meisten, gerade jenes ist, wenn ich nicht irre, das merkwürdigste und wertvollste des Buches, das den Hauptangriff enthält auf den „article monstrueux de Thomas Mann (dans la Neue Rundschau de novembre 1914)... proclamant que la pensée allemande n'avait pas d'autre idéal que le militarisme —“. Der Aufsatz heißt „Les idoles“. Er erschien zuerst im Journal de Genève, Dezember 1914, und genoß also schon damals eine bedeutende Publizität. Von dem Buche, dessen Mittelpunkt er nun bildet, liegt mir ein Exemplar der 29. Auflage vor. Es ist ratsam, daß ich auf Hollands Anklagen zwei Worte erwidere.

Er schreibt: „Aber ich weiß wohl, was die französischen Intellektuellen von dem Artikel ‚Gedanken im Kriege‘ denken werden: Deutschland konnte ihnen keine furchtbarere Waffe gegen sich selbst liefern. In einem Wahnsinnsanfall des Stolzes und des gereizten Fanatismus sucht Mann um jeden Preis seinem Lande einen Schmutz und Ruhmestitel aus den schlimmsten Vorwürfen zu machen, die man dagegen gerichtet hat. Während ein Ostwald sich bemüht, die Sache der Kultur mit derjenigen der Zivilisation zusammenfallen zu lassen, stellt Mann die Lehre auf: Es gibt nichts Gemeinsames zwischen ihnen. Der gegenwärtige Krieg ist derjenige der Kultur (das heißt: Deutschlands) gegen die Zivilisation; und indem er die Prahlerei des Stolzes bis zur Verrücktheit treibt, definiert er die Zivilisation als Vernunft, Aufklärung, Sänftigung, Sittigung, Auflösung, Geist, und die Kultur als eine ‚geistige Organisation der Welt‘, die ‚blutige Wildheit‘ nicht ausschließe. Die Kultur sei ‚die Sublimierung des Dämonischen‘. Sie sei ‚über der Moral, der Vernunft, der Wissenschaft‘. Während ferner ein Ostwald, ein Haecel im Militarismus nur ein Instrument, eine Waffe sehen, deren die Kultur sich zu ihrem Siege bedient, versichert Thomas

Mann, daß die Kultur und der Militarismus Brüder seien, daß das Ideal der einen und das des anderen eine und dieselbe Sache sei, daß sie das gleiche Prinzip enthalten, daß ihr Feind der gleiche sei, — und dieser Feind sei der Friede, es sei der Geist. Er wagt es schließlich, sich und seinem Vaterlande eine Standarte aus den Versen (von Schiller) zu machen:

Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Möchte gern die Welt verflachen,
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen . . . "

So also gibt der außerordentliche Franzose meinen Gedankengang von damals wieder. Er sagt zusammenfassend, ich hätte demonstriert, daß die Kultur nichts anderes sei als „la force“; und er endigt damit, das Ganze „ein verbrecherisches Übergebot an Gewalttätigkeit“ zu nennen. „Monstrueux“, „Délire de fanatisme irrité“, „Forfanterie d'orgueil“, „Démence“, „Surenchère criminelle de violence“: das sind starke Worte im Munde eines Mannes von übrigens fast geistlicher Sanftmut; wilde, französische Worte, gerichtet gegen eine Äußerung, deren Dynamik nichts von solchen Ausdrücken weiß; äußerst harte Worte, ausgestoßen gegen jemanden, den Herr Rolland dennoch von früher her irgendwie zu schätzen, zu achten scheint. Ich schließe dies aus verschiedenen Anzeichen, auch daraus zum Beispiel, daß er einem deutschen Literaten fast bewundernde Anerkennung dafür ausdrückt, daß er mich so ganz „ohne Rücksicht“ (sans égards) attackiert habe . . . „Kunststück!“ würde, wie ich ihn kenne, der betreffende deutsche Literat dazu sagen . . . Die Sache wollte es, daß auch Rolland keinerlei Rücksicht walten ließ, und es wäre schön für mich und ein wenig sogar auch für ihn, wenn ihm das nicht so ganz leicht gefallen wäre. Ich darf mir sagen, daß sein Zorn selbst der Schätzung entspringt. Ich muß hinzufügen: er entspringt der Überschätzung, — ich meine

der Überschätzung meiner Stellung und des nationalen, internationalen Gewichtes, das meinem Worte beizumessen ist. Wie käme er sonst dazu, gerade meinen Artikel, unter fünfhundert ähnlichen Äußerungen, der französisch lesenden europäischen Öffentlichkeit so erbittert zu denunzieren? In einem Atem mit Ostwald und Haeckel führt er mich an. Aber das ist lächerlich. Das Auge des Ausländers sieht da zusammen, was außerordentlich wenig miteinander zu tun hat. Ich bin weder Monist, noch Esperantist, noch ein Freund von Belträtselfösungen, noch auch nur ein Affenorthodoxer. Vor allem aber bin ich kein offizielles Tier, kein nationaler Würdenträger, kein Bönze, der, wenn er spricht, es in dem Bewußtsein tut, Deutschland gegen das Ausland zu repräsentieren. Meine Unabhängigkeit ist die eines Bohemiens. Und die französischen Intellektuellen hatten über Deutschland schon so manches gesagt, daß ich mich den Teufel darum zu kümmern brauchte, was sie über meinen Artikel sagen würden. Indem ich ihn schrieb, beteiligte ich mich auf meine Art an den stillen Gesprächen, die das verfemte, bespödete Deutschland, unter dem unerhörten Druck der demokratischen öffentlichen Weltmeinung, mit seinem Gewissen führte. Das ist alles. Und sprach ich dabei denn also nun wirklich so schauderhafte Verrücktheiten aus, wie Ihr Bericht ein entsetztes internationales Publikum hat glauben lassen?

Vor allem, cher maitre, scheint mir, daß man im Gebrauch der Anführungsstriche, des Zitatzeichens also, mehr Sorgfalt beobachten sollte, als es offenbar Ihre Gewohnheit ist. Ich habe niemals gesagt, die Kultur sei „über der Moral, der Vernunft, der Wissenschaft“, — so wenig, wie ich gesagt habe, daß sie „die Gewalt“ sei, oder daß der deutsche Gedanke kein anderes Ideal als den Militarismus habe. Das sind Ubernheiten. Aber es gibt keine stark pointierte Äußerung, die man nicht ins Ueberne verbiegen und abstumpfen könnte,

wenn man Lust hat. Sie sind Schriftsteller, Romain Rolland, und Sie haben meinen Artikel gelesen und interpretiert, wie ein begriffsstugiger, im Geistigen unbewandter Spießer ihn gelesen und interpretiert haben würde. Gesezt wirklich, ich hätte den deutschen Gedanken mit dem „Militarismus“ für eins erklärt, so würde ich immer noch unter „Militarismus“ etwas anderes verstanden haben, als die Entente-Presse darunter versteht, nämlich nicht gerade Junkerherrschaft und rohe Gewalt; wie ich denn auch, wenn ich Kultur als „eine gewisse geistige Organisation der Welt“, also als das Gegenteil von geistiger Anarchie definierte, mit „Organisation“ etwas anderes meinte, als die Zeitungen tagtäglich damit meinen. Zweifellos halten Sie meine Antithese von „Kultur“ und „Zivilisation“ für eine Improvisation ad hoc, auf die ich früher niemals verfallen wäre, für eine Ausgeburt also der Kriegespsychose. Das wäre ein Irrtum. Längst vor dem Kriege hatte ich mir für den Hausgebrauch die Dinge so zurechtgelegt, hatte vor Jahren schon meine Bestimmung der beiden Begriffe in aphoristischer Form öffentlich mitgeteilt. Ich wäre ja fast kein deutscher Schriftsteller, wenn ich niemals dies Thema variiert, niemals auch meinerseits eine „endgültige“ Definition dieser vieldeutigen und viel mißbrauchten Wörter zu liefern versucht hätte. Hundertfach ist das vor mir in Deutschland versucht worden, von Denkern und Dichtern, ohne daß eine Deutung sich allgemein durchzusetzen vermocht hätte: es wäre denn die gewesen, daß „Kultur“ auf Geistiges, „Zivilisation“ auf Materiellles sich beziehe. Das fand ich ungenügend, ja falsch; denn mir schien, daß der Zivilisation bei weitem zu wenig Ehre damit geschähe. Ich sagte mir, daß Zivilisation nicht nur ebenfalls etwas Geistiges, sondern vielmehr und sogar der Geist selber sei, — Geist im Sinne der Vernunft, der Eittigung, des Zweifels, der Aufklärung und endlich der Auflösung, während Kultur

im Gegenteile das künstlerisch organisierende und aufbauende, lebenerhaltende, lebenverklärende Prinzip bedeute. Sie nennen das „pousser la forfanterie jusqu'à la démente,“ aber gerade Sie, wie Sie sind; würden, wenn nicht Krieg wäre, wahrscheinlich weder forfanterie noch démente darin entdecken, und jedenfalls kann ich Ihnen beweisen, daß solche Auffassung dem französischen Denken keineswegs fremd ist. Kennen Sie die Briefe George Bizets, des Carmen-Komponisten? An einen Freund schreibt er über Vernunft und Kunst, über die Vernunft als unerbittliche Feindin der Kunst. „Ich glaube,“ sagt er, „die gesamte Zukunft gehört den Vervollkommnungen unseres sozialen Kontraktes. In der vervollkommeneten Gesellschaft wird es keine Ungerechtigkeiten, folglich auch keine Unzufriedenen, und keine Angriffe auf den sozialen Pakt mehr geben, keine Priester, keine Gendarmen, keine Verbrecher, keine Ehebrüche, keine Prostitution, keine lebhaften Erregungen, keine Leidenschaften und halt! auch keine Musik, keine Poesie, keine Ehrenlegion, keine Presse (ah bravo!), besonders kein Theater, keine Illusion, also keine Kunst mehr! Unselige, die ihr seid, euer unvermeidlicher und unerbittlicher Fortschritt tötet die Kunst! Meine arme Kunst! Ich bin dessen sicher. Die vom Aberglauben am meisten angesteckten Gesellschaften waren auch die großen Förderer der Kunst... Ah, beweisen Sie mir doch, daß wir eine Kunst der Vernunft, der Wahrheit, der Exaktheit haben können, und ich gehe mit Waffen und Gepäck in Ihr Lager über... Als Musiker erkläre ich Ihnen, daß, wenn Sie den Ehebruch, den Fanatismus, das Verbrechen, den Irrtum, das Übernatürliche beseitigen, keine Note mehr geschrieben werden kann; ich versichere Sie, ich würde eine viel bessere Musik schreiben, wenn ich an alles glaubte, was nicht wahr ist. Kurz zusammengefaßt: die Kunst geht in dem Maße herunter, wie die Vernunft fortschreitet. Sie

glauben es nicht, es ist aber doch wahr. Schaffen Sie mir doch heute einen Homer, einen Dante. Womit denn? Die Phantasie lebt von Chimären und Gesichten. Sie unterdrücken mir die Chimären, dann ist es natürlich mit der Einbildungskraft zu Ende. Keine Kunst mehr! Überall Wissenschaft. Fragen Sie mich, ob denn das ein Übel wäre, so lasse ich Sie gleich los und streite gar nicht mehr herum, weil Sie recht haben. Aber doch schade, sehr schade . . ."

"Weil Sie recht haben": das ist die ironische Anerkennung des zivilisatorischen Fortschritts durch einen geistvollen französischen Künstler, der in eben diesem „unvermeidlichen“ Fortschritt die Auflösung und den Ruin der Kunst erblickt. Die Gegensätzlichkeit von Zivilisation und Kultur ist in seinen Worten nicht ausdrücklich statuiert, aber sie geht als seine Überzeugung unzweifelhaft daraus hervor. Wenn er sagt, daß die vom Aberglauben am meisten angestechten Gesellschaften die großen Förderer der Kunst gewesen seien, so ist es Kultur, was er diesen abergläubischen Gesellschaften zuspricht, und er meint dasselbe, wie ich, wenn ich sage, daß Kultur „blutige Wildheit“ nicht ausschließe, während Zivilisation die Wildheit sänstige, den Aberglauben aufkläre, die Leidenschaften entmutige. Kultur ist Bindung, Zivilisation Auflösung. Das liegt auf der Hand. Wer will mir verbieten, die Dinge so zu sehen, wenn ich sie einmal so sehe? Und nochmals: erweise ich denn der Zivilisation nicht Ehre? Man hat sie materiell genannt: ich leugne, daß sie es sei. Man hat sie einfach als den staatlich geordneten und gezähmten menschlichen Zustand zu bestimmen versucht: auch das genügt mir nicht, denn ich sehe, daß sie ein viel zu geistiges Prinzip ist, um beim Staate halt machen zu können, viel zu sehr Wille zur Auflösung, um nicht auch nach der Auflösung des Staates zu streben. Sie sind Franzose, und Sie leugnen das? Die Zivilisation wird sich nicht damit begnügen,

den Staat aufzulösen. Sie wird die nationalen Leidenschaften einschläfern und zur Ruhe bestatten. Sie wird die pazifizierte Esperanto-Erde schaffen, auf welcher der Krieg unmöglich ist, — ich glaube an sie, wie Sie sehen; ich glaube an ihre Zukunft, und wie sollte ich nicht? Sie ist die Zukunft und der Fortschritt selbst. Natürlich ist der Pazifismus eine Sache der Zivilisation, im Grunde ihre eigentliche und Haupt-Sache. Sie will Reinheit und Frieden, denn sie ist die Literatur, sie ist der Geist. Muß ich noch sagen, welches ihre stärkste Waffe, ihr wirksamstes Zersetzungsmittel ist? Aber es ist die Psychologie! — die Psychologie, die mir immer als die Wissenschaft an sich, als die Erkenntnis selbst erschienen ist. Die Psychologie entmutigt jede Dummheit und Leidenschaft, sie entmutigt Leben und Kunst — durch Wissen. Denn die Kunst wird unmöglich, der Künstler wird unmöglich, wenn sie durchschaut sind. Die Psychologie wirkt also nichts weniger als kulturbildend, sondern im höchsten Grade fortschrittlich zerlegend, im höchsten Grade zivilisatorisch. Das alles liegt auf der Hand. Selbstverständlich kann man die Dinge auch anders ordnen, aber für den Augenblick und in ihrer Art ist diese Anordnung unwidersprechlich.

Was Ihnen, Romain Rolland, mißfällig daran ist, weiß ich nicht nur, sondern ich vermag das Wesen Ihres Widerstandes auch vollkommen zu würdigen. Noch ein anderer fremdländischer Dichter, der schwedische Akademiker Per Hallström, hat, in einem Artikel, der auch in deutscher Sprache erschienen ist, meinen Kriegsaufsätzen die Ehre einer kritischen Analyse erwiesen, wenn auch in anderem Sinn und Geiste, als Sie: im Sinne politischer Sympathie nämlich und im Geiste wesentlicher Zustimmung. Er sagt jedoch: wie anregend für die Reflexion die Idee des Gegensatzes von Zivilisation und Kultur auch sei, so wolle für ihn dieser Gegensatz doch nicht so recht seine Schärfe behalten. Handle es sich

hier nicht eigentlich um ein zusammenhängendes, wenn auch unendlich zusammengesetztes Wesen? Und er schlägt vor, dieses Wesen als einen Baum zu symbolisieren, einen Baum mit Blättern und Blüten; dann, sagt er, sei die Kultur die Blüte, die Zivilisation das Blätterwerk. Eine poetische Art, die Dinge zu sehen, nicht wahr? — statt einer intellektuellen. Eine germanische Art. Aber das, was Leben und Einheit des Baumes ist, fragt Hallström weiter, was in der Erde tastet, was zum Licht empor will, in den Blüten leuchtet, im Sturme kämpft, — wie solle man das nennen? Nicht Zivilisation und nicht Kultur. Und dann spricht er in starken, innigen Worten, in Worten, werter Herr Holland, die fast die Thren sein könnten, vom Urquell, von der Synthese, vom Leben selbst, in dessen Tiefen und dunkler Gewalt die mystischen Größen, die ich mit Recht in der Formel meiner Nation betont hätte, ihr Wesen hätten. „Sie werden an den Tag gezwungen,“ sagt er, „in Völkern wie in Individuen, wenn der Druck zu hart wird und sich der Grenze dessen nähert, was das Leben zu ertragen vermag. Sie sind unermessliche Werte, und sie werden nur um den höchsten Preis erkaufte. Der Krieg ist ein solcher, der Krieg, der die Früchte einer ganzen Geschichte und die höchsten Güter eines ganzen Staatswesens bedroht, ja seine Existenz selbst. Das einfachste Herz faßt da, was es gilt . . .“ Das einfachste. Ich sei zu uneinfach, zu romantisch, problematisch und scharfsinnig gewesen, sagt Hallström, in meiner Grundauffassung des deutschen Heroismus, denn dieser sei eines ganz unmittelbaren und warmen Verständnisses sicher. „Er war die aus bitterer Not und Gefahr hervorgezwungene Klarheit einer gehaltvollen und mächtigen Natur über sich selbst, über die innersten Bedingungen des Lebens und ihre eigene Stärke. Daraus ward der Sieg geboren, und darin wird er Bestand haben. Gerade weil Deutschland, dank dem Haß der Feinde,

so ganz auf eigene Kraft gestellt war, ohne die Stütze der Phrasen und Formeln, die die Wirklichkeit verdunkeln, aber mit jenem Feuer im Gemüt, das bis auf den Grund der Lebenswerte brennt und dort Halt findet, darum ist es unüberwindlich gewesen.“ Wie schön ist das! Und wie wahr! Auf eine vollere, stärkere, reinere Art wahr, als meine antithetische Wahrheit, — ich sehe es und gebe es zu. Ich fühlte das Bedürfnis und das Vermögen, dem deutschen Heroismus intellektuelle und formelhafte Stützen zu leihen, deren dieser sehr unliterarische Heroismus garnicht bedurfte, und die ihn, hätte er sie angenommen, nur belästigt und verwirrt haben würden. Ich war witzig, ich war antithetisch, wo es sich um das Leben — ich war französisch, wo es sich um Deutschland handelte. Und eben dieses Franzosentum in meiner Formulierung der Dinge stieß Sie ab. Denn das Bemerkenswerte unseres Falles, Herr Rolland, besteht darin, daß Sie Germane genug sind, um sich gegen bloß glänzende Formeln und Antithesen aufzulehnen, während ich Franzose und lateinischer Sophist genug bin, um davon fasziniert zu werden.

Glauben Sie nicht, daß diese Faszination sehr nachhaltig sein wird! Daß ich der Mann bin, mein Leben lang eine intellektuelle Formel anzustarren, wie der indische Heilige seinen Nabel! Ich bin nicht dieser Mann. Ich bin kein Systematiker, kein Doktrinär; ich fröne nicht dem schändlichen Irrwahn des Rechthabens, und nie werde ich mich mit einer Wahrheit, die ich für die Wahrheit erachte, zur Ruhe setzen, um für den Rest meines Lebens davon zu zehren. Daran hindert mich Neigung zum Überdruß und zum Ekel und ein allzu lebhaftes Bedürfnis nach neuer, frischer und erfrischender Wahrheit. „Jeder unserer Gedanken ist nur ein Augenblick unseres Lebens . . . Wozu nützte uns das Leben, wenn nicht, um täglich Herz und Gedanken weiter zu machen?“ Sie haben recht! — Aber haben Sie unbedingt recht? Oder

ist nicht vielleicht der Gedanke, daß die Wahrheit nur eine Augenblickserfahrung sei, ein sehr westeuropäischer, bindingsfeindlicher, zersetzungsfreundlicher, mit dem Nichts liebäugelnder Gedanke, ein Gedanke des westlichen Individualismus, ein Gedanke der „Zivilisation“ und ein im höchsten Grade, im tiefsten Sinne widerdeutscher Gedanke?

„Ich fragte Goethe,“ erzählt Eckermann, „welchen der neueren Philosophen er für den vorzüglichsten halte. ‚Kant,‘ sagte er, ist der vorzüglichste, ohne allen Zweifel. Er ist auch derjenige, dessen Lehre sich fortwirkend erwiesen hat, und die in unsere deutsche Kultur am tiefsten eingedrungen ist. Er hat auch auf Sie gewirkt, ohne daß Sie ihn gelesen haben. Jetzt brauchen Sie ihn nicht mehr, denn was er Ihnen geben konnte, besitzen Sie schon.“ — Nun, auch auf mich hat Kant gewirkt, einfach weil ich ein Deutscher bin; auch ich besitze, was er mir geben konnte, ohne ihn je gelehrterweise studiert zu haben. Und da ist mir denn nun, als sei der gegenwärtige Krieg, der gewiß, von einer Seite gesehen, ein Krieg um Macht und Geschäft, von der anderen gesehen aber ein Krieg zwischen Ideen ist, in rein geistiger Sphäre schon einmal geführt worden; als habe sich der deutsche Geist schon einmal „mit tiefem Ekel“, wie Nietzsche sagt, gegen die „modernen Ideen“, die westlichen Ideen, die Ideen des 18. Jahrhunderts, gegen Aufklärung und Auflösung, Zivilisation und Zersetzung erhoben, und als sei eben Kant es gewesen, in dem sich der soziale, erhaltende, aufbauende, organisatorische deutsche Geist gegen den westlichen Nihilismus erhoben habe, nachdem er selbst durch alle Tiefen der wertauflösenden Eklipsis hindurchgegangen. Als habe er die Frage, ob Wahrheit mehr sei als eine Impression und eine Augenblickserfahrung (er sprach auf seine furchteinflößende Gelehrtenart von der „Möglichkeit synthetischer Urteile a priori“) in militaristischem Kommandotone bejaht, —

denn was ist sein „kategorischer Imperativ“ anderes, als die Statuierung der Wahrheit als Verpflichtung, der Verpflichtung als Wahrheit? Mir ist, als sei dies kriegerisch-kategorische Einschreiten Kants gegen die völlige Liberalisierung der Welt ganz nahe verwandt einer anderen gewaltig aufhaltenden und wiederherstellenden deutschen Tat: derjenigen Luthers, — welche man ebenfalls im Interesse fortschrittlicher „Befreiung“ der Menschheit beklagen mag, ohne damit gegen die sendungsvolle Eigenart und Majestät deutschen Geistes, die sich darin offenbart, das geringste auszurichten. Mir ist also, als reihe die Tat des bismärckischen Deutschland von 1914, sein Einschreiten gegen die völlige Liberalisierung, Zivilisierung, Literarisierung der Welt, dieses Einschreiten aus erhaltendem, aufhaltendem, sozialem Instinkt, aus Willen zur Bindung, zum Kultus und zur Kultur, — als reihe dieser Krieg sich den früheren deutschen Taten folgerecht und charakteristisch an . . . Nein, mir ist nicht nur so, es ist so, und nochmals: im Grunde herrscht allgemeine Einhelligkeit über diese Verwandtnis. Was bedeutet es denn, daß alle konservativen Elemente der Welt, in Madrid, Rom, Athen, Bukarest, Stockholm, St. Petersburg geheim oder offen mit Deutschland sympathisieren, während aller Liberalismus uns haßt wie die Pest? . . . „Der Deutsche ist konservativ,“ sagte Wagner . . . Nein, ich starre nicht abgöttisch eine intellektuelle Formel an. Ich genußflehriere vor keinem „Idol“. Ich wünsche nicht mit Phrasen und Antithesen die Wirklichkeit zu verdunkeln. Was aber aufs lebendigste wahr, aufs wirklichste wirkend ist an dem Gegensatz von „Zivilisation“ und „Kultur“, — wie wollen Sie, Romain Rolland, mir verwehren, dieses zu sehen und aufs lebendigste zu empfinden? Wie wollen Sie mich hindern, den Begriff der Kultur mit dem der Moral in Verbindung zu bringen (ich tat es sofort in jenem rasch improvisierten Aufsatz vom Herbst 1914)

— da doch allerdings, wie schon Schopenhauer in seiner Ästhetik bemerkt, die Vorzüge der deutschen Nation, wie die ihrer Kunst, vorwiegend moralischer Art sind, im Gegensatz zum Intellektualismus der westlichen Zivilisation? Oder mich als Tollen verschreien, wenn ich sage, Friedensliebe und Kriegertugend seien darum in der Natur der Deutschen so wohl vereinbar, weil ihr Soldatentum nicht aus Gloiresucht entspringe, nicht Ausdruck einer kecken, brillanten und bravurösen Rauf- und Attaquirlust sei, wie ehemals das der Franzosen, die von Hause aus ein viel kriegerischeres Volk sind, als die Deutschen, und deren innere Politik beständig von der Furcht vor irgendwelchem Säbelcäsarismus beherrscht ist, — sondern moralischen Wesens, ein Heldentum im Namen der „Not“, eben jener „heiligen Not“, in deren Zeichen vom ersten Augenblick an für die Deutschen dieser Krieg stand, und die mit „nécessité“, Herr Rolland, sehr kümmerlich übersetzt ist, da das Wort „Not“ etwas mehr bedeutet, als ein trocknes Vernunftanerkennen: das höchste schöpferische Pathos nämlich, — „Not“ war das Lieblingswort Richard Wagners. — Das alles, mein Herr, sind weder Tausen, noch Prahlereien, noch Sophismen, noch Verrücktheiten, sondern es sind seelische Thaten, die Grundthaten dieses Krieges, die man weder mit philanthropischen Tränenströmen hinwegschwemmt, noch durch unwürdig grobe Schimpfreden aus der Welt schafft. Vermittelt ausführlicher, tastender und grüblerischer Selbstgespräche wurde die Nation sich ihrer bewußt, in Tagen, da ihr ein furchtbarer Zwang Klarheit, Selbstbewußtsein, das Verständnis ihrer Bestimmung zur Lebensbedingung machte, — und ich möchte wohl wissen, warum nicht auch ich mir auf meine Art ihrer hätte bewußt werden dürfen, warum nicht auch ich mein Denken und Trachten in den Dienst deutschen Selbstverständnisses, einer positiven deutschen Selbstkritik hätte stellen dürfen.

Erinnern Sie sich, verehrter Herr Rolland, einer kleinen Studie über zwei deutsche Schriftsteller — Emil Strauß und mich —, die eines Tages — niemand dachte an Krieg — in einer Ihnen nahestehenden Zeitschrift, dem „Effort libre“, erschien? Es stand darin über mich ein Satz, den ich damals mit dem Bleistift angemerkt und jetzt wieder aufgesucht habe. „Car il est plus Allemand et moins Latin que vous ne pourriez le croire de premier abord,“ stand da. „C'est là son originalité.“ Diese Eigenart, die damals eine so friedlich-sachliche Feststellung erfuhr, war lange eine latente Eigenart, eine Eigenart des Seins, kaum auch des Wissens gewesen, hatte nur unwillkürlichen, mittelbar-künstlerischen Ausdruck gefunden. Auf einmal, im Hochsommer 1914, wurde sie akut, wurde sie Wissen, trat ins bewußte Gefühl und begann nach ihrem Woher und Wieso, nach Klarheit über sich selbst zu ringen. Vorderhand war es vorbei mit dem bloßen Sein, dem Sein durch die Kunst; es galt zu wissen, es galt ein Sein auf Grund des Gedankens. Dies wurde in jenen Tagen Gewissenspflicht für ein ganzes Volk; es wurde Gewissenspflicht auch für den Einzelnen, sich unter den tumultuösesten, der Kontemplation ungünstigsten Umständen ein Sein auf Grund des Gedankens zu schaffen. Glich nicht Deutschland einem Manne, der, gezwungen, aus allen Leibeskräften eine Übermacht von Feinden abzuwehren, die ihm nach dem Leben trachten, gleichzeitig alle seine Geisteskräfte in sich kehrt, mit nach innen gerichtetem Blicke sicht? „Der Druck,“ schreibt Hallström, „den der erfindungsreiche Haß des Feindes und seine behende Lügenhaftigkeit auf die größte Nation der Gegenwart konzentriert hat, muß für jeden Deutschen schwer zu tragen gewesen sein.“ Kein Wort, kein Laut in Ihrem gepriesenen Au dessus-Buche, Romain Rolland, gibt Kunde davon, daß eine Ahnung dieser nachdenklichen Sympathie Sie je auch nur berührte. Sie gehören der beliebtesten,

verhättseltsten, einleuchtendsten Nation der Erde an, und Ihr sanftes Herz schlägt hoch in der patriotischen Überzeugung, daß Frankreich „mit reinen Händen und unschuldigen Herzens“ kämpfe und sein Leben für die göttliche Gerechtigkeit in die Schanze schlage. Frankreich! Aber kein Wort weiter. Es gehört nicht zu meiner Aufgabe, Ihnen auseinanderzusetzen, daß Frankreichs Hände nicht rein sind und daß „Unschuld“ nicht Schuldlosigkeit ist. Deutschland war nie „unschuldig“ genug, sich schuldlos zu wähnen. Es schien ihm duckmäuserisch, durchaus nicht schuldig zu sein, nicht schuldig werden zu wollen. Es hat, ohne sich frömmelerisch zu sperren, seinen Teil von tragischer Schuld an diesem Kriege wie ein Mann auf sich genommen; denn seine Bildung setzte es in den Stand, Tragik zu sehen, wo ihr anderen eine sentimental-moralische Affäre und ein Melodrama saht oder zu sehen euch einredetet. Es hat bitter der psychologischen Tartüfferie gelacht, welche zwischen „Defensive“ und „Offensive“ säuberlich unterscheidet, es hat gewußt, daß zwischen frivolem „Angreifen“ und schicksalsmäßigem „Im Angriff sein“ ein Unterschied ist, in tiefster Seele gewußt, daß es sich nicht nur in unschuldsvoller Verteidigung, sondern auch in notvoll schöpferischem Angriff befinde, — während Frankreich, das Frankreich Poincarés und Eduards des Siebenten, das Frankreich des russischen Bündnisses, das Frankreich, welches Juli 1914 auf Deutschlands legte, entscheidende Frage, was es zu tun gedenke, geantwortet hat, es werde „nach seinem Interesse“ handeln: während dieses Frankreich sich in eitler Unschuld wiegt und, um sich der Tapferkeit seiner Soldaten zu versichern, ihnen vorlügt, sie müßten Frankreichs Boden befreien, — als ob dieser Boden nicht geräumt sein würde in dem Augenblick, wo man Deutschland zu leben gestattet. Frankreich unschuldig! Frankreich unkriegerisch! Sein friedlichster, geistigster Sohn noch ist mehr auf die militärische Ehre des Vaterlandes

bedacht, als bei uns die Generalstäbler, — ja, Ihnen, Kolland, dem Philanthropen und Pazifisten, könnte ich nachweisen, daß Sie die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit, die nach der Einsicht Einsichtiger den Krieg und nichts anderes bedeutete, privatim verteidigt und gebilligt haben, weil Frankreichs Ehre sie fordere, weil Frankreich stark sein müsse, um den Frieden wollen zu dürfen . . . Genug! Genug!

An jener Stelle, wo der Schwede von dem Druck des Hasses spricht, der sich auf Deutschland versammelt habe, fügt er hinzu, daß meinesgleichen nicht so einfach gegen die widrige Absurdität hätte reagieren können; meine Natur, sagt er, habe mich gezwungen, das Wie und Warum vernunftgemäß zu ergründen, und daraus sei „ein sehr interessanter Entwurf zu deutscher Seelengeschichte in ihrer Eigenart geworden“. Nicht das ist es, was nach Ihrer Meinung daraus hätte werden dürfen. Nicht moralisch — ich hätte tugendhaft sein müssen. Ich hätte gegen das „belgische Verbrechen“ protestieren müssen, denn wahrhaft groß, sagen Sie, seien nur die Völker, die gegen die Doktrin des Staatswohles ihre unsterbliche Seele verteidigen. Wie welches Volk es getan habe? Wie Frankreich es im Dreyfus-Prozeß getan habe! Man könnte darauf erwidern, daß Frankreichs Bestehen nicht davon abhing, ob es den jüdischen Hauptmann endlich freisprach oder zum ich weiß nicht wievielten Male verurteilte; daß aber Deutschland mutmaßlich überhaupt nicht bestünde, wenn Friedrich nicht in Sachsen eingerückt wäre, und daß es heute vielleicht nicht mehr in der Lage wäre, sich seiner unsterblichen Seele zu erfreuen, wenn es August 1914 nicht ähnlich gehandelt hätte. Aber diese Einwände sind offenbar hinfällig, und Frankreich, das „nach seinem Interesse handelte“, belehrt das Volk Schillers durch Ihren Mund, daß nicht das Leben der Güter höchstes ist. Hoch über dem Gemenge stehend finden Sie, daß die Denker Deutschlands

brav für das sterbliche Teil ihres Landes fechten, sich um sein ewiges Leben aber nicht weiter beunruhigen. Mit einem Worte, es fehlt uns an Gewissen. Sie haben die Unparteilichkeit zu behaupten, es fehle Deutschland an Gewissen, — dem Volke, das um des Gewissens willen dreißig Jahre lang blutete und an sein irdisches Heil nicht dachte, während unterdessen ihr anderen wurdet, was ihr heute seid. „Es sind fünfzehn Jahre,“ schreiben Sie, „daß jener berühmte Prozeß spielte, in dem man einen einzelnen unschuldigen Menschen der Staatsmacht entgegengesetzt sah. Damals haben wir, wir Franzosen, dem Idol des Staatswohles die Stirn geboten und es zerbrochen, da es das ewige Heil Frankreichs bedrohte.“ Großes Frankreich! Es hat zwar damals das Idol des Salut Public nur recht symbolischerweise zerbrochen, — aber immerhin, es tat so. Es war für Frankreich nicht ganz so gefährlich, den Juden zu rehabilitieren, wie es für Deutschland gefährlich gewesen wäre, die heilige Neutralität Belgiens zu wahren — (wo wäre sie heute?); allein le geste était beau. Wollen Sie glauben, verehrter Herr Kolland, daß die Prahlerei mit der generösen Tatsache, daß Hauptmann Dreyfus nur zwei- oder dreimal und nicht auch zum dritten oder vierten Male um des Staatswohles willen unschuldig verurteilt wurde, mich ein wenig anmutet, wie gewisse Kellamereden des Herrn Theodor Roosevelt, worin er die Abschaffung der amerikanischen Negerklaverei im neunzehnten Jahrhundert mit klaffendem Mundwerk als eine sittliche Ehren- und Wundertat sondergleichen feierte? Meinen Sie nicht, daß Handlungen, wie die Freisprechung eines offenbar fälschlich Verurteilten und die Beseitigung einer skandalös gewordenen sozialen Rückständigkeit recht leise, bescheiden und in verschämter Stille geschehen sollten, statt mit moralischen Possaunenstößen der Welt als Großtaten zum „Heile der Menschheit“ verkündigt zu werden? Kelto-romanischer Stil! Der

rhetorischen Tugend ist Humanität nicht selbstverständlich. Sie ist ihr eine Heldenleistung, die ohne Ende zu Kultur-Propaganda-Zwecken herhalten muß, und für die man die Bewunderung des Erdkreises heischt.

Die Dreyfus-Affäre war ein geistreicher Zank und Stank, wie Deutschland, es ist wahr, bisher noch keinen hervorbrachte. Deutschland wird schon nachkommen; der Zivilisationsliterat wird das Seine tun. Aber können wir dafür, daß sich unter unseren Offizieren keine Verräter befinden und daß die französische Staatsantithetik von Säbel und Kirche auf der einen und der „Gerechtigkeit“ auf der anderen Seite, von Geist und Macht, Tugend-Republik und dem Salut Public der Federbüsche uns garnichts angeht? Sie geht uns nichts an! Verstehen Sie das? Wir können an den Affären, die euch aus dieser Antithetik erwachsen, intellektuell teilnehmen, aber unsere eigene Sittlichkeit berühren sie nicht! Die arrogante Einfalt, mit der ihr anderen Völkern eure Denk-Schemata unterlegt, uns nach euren Wertmaßstäben beurteilt, — wie wäre es, wenn ihr euch ihrer endlich entschlägt? Moral! Innere Politik! Aber sollte die Berechtigung zu äußeren Abenteuern, zum Kriege, nach den inneren Zuständen eines Landes zu bestimmen sein, danach also, wie weit es vor allem einmal mit seinem sozialen Gewissen in Ordnung ist; so hätte Deutschland das Recht zum Kriege vor Frankreich, England, Italien, geschweige vor Rußland. Denn lebendiger am Werke, als sonst überall, war hier der Glaube an die Würde des Staates, an seine sittliche Berufenheit, die Auffassung des Staates als einer Anstalt zum Schutze sozialer Gerechtigkeit. Dem „Inneren“, dem Gewissen und der Gerechtigkeit also hat Deutschland ernsthafter, praktischer, wirklicher gedient, als ihr mit der Renommiergeste eurer Affäre, — eine Erwiderung dies, kein Angriff; eine Feststellung zur Abwehr eurer stets aggressiven Tugendprahlerei.

Dreyfus freigesprochen? Aber er ist verurteilt worden! Er ist endgültig zum ich weiß nicht wievielten Male verurteilt worden und zwar in dem Augenblick, als Frankreich die Antwort gab, es werde „nach seinem Interesse“ handeln. Wie, wenn es geantwortet hätte: „Wir sind das russische Bündnis eingegangen, um uns vor Angriff zu schützen und dem Erdteile den Frieden zu wahren. Wenn aber Rußland gegen Europa marschirt, so stehen wir zu Europa“? Der Krieg wäre zu Ende gewesen. Statt dessen traten die französischen Sozialisten ins Ministerium und sanken damit, wie Paul Lensch in seinem Buche schreibt, „zu Hehlern und Helfershelfern jener internationalen Mörderbände herab, die ihre Spiegel in allen Hauptstädten hat.“ Dreyfus wurde verurteilt in der Stunde, da Zaurès fiel, und er bleibt verurteilt, solange die französischen Sozialisten ihrer Regierung Mordhehlerdienste leisten. Frankreich schuldlos! Aber nun wirklich kein Wort weiter.

Ginge es nach Ihnen und Ihrer au dessus-Meinung, Herr Rolland, so wäre Frankreich nicht nur ohne politische Schuld am Kriege, es hätte sich auch geistig während des Krieges in der edelsten Abwehr befunden. Sie gestehen zwar: „Ich bin nicht stolzer auf die französischen Intellektuellen. Der Mißbrauch, den sie mit dem Idol der Rasse, der Zivilisation, der Latinität treiben, bereitet mir keine Genugthuung.“ Aber Sie nennen keinen Namen, Sie fallen niemanden mit „monstrueux“ und „délire de fanatisme“ an, Sie mäßigen sich bewunderungswürdig, wo es sich um Ihre Landsleute handelt, und üben Strenge nur gegen die deutsche Kriegsbetrachtung, deren Ergebnis doch keinesfalls war, daß die Franzosen „stinkende Tiere“ und eine endlich auszutüglende Rasse seien, — während die französische fast ohne Ausnahme zu diesem Ergebnis in bezug auf uns gelangte. Ach, wie wenig verdienen Sie das Brandmal des enboché, wie wenig das

Eril! Wie maßvoll ist Ihre Gerechtigkeit! Welch ein unduldsames Land ist das, dem Sie von Genf aus den Brief schreiben mußten „A ceux qui m'accusent“! „Ich liebe überhaupt kein Idol,“ erklären Sie tapfer, „— nicht einmal das der Menschlichkeit.“ Sie fügen jedoch hinzu: „Benigstens aber bieten die Idole, denen die Meinen fronen, weniger Gefahren dar; sie sind nicht aggressiv.“ — „Elles ne sont pas agressives“! Es steht so da und es bleibt stehen, auch nachdem man sich die Augen gerieben. Die Ideen und Idole Frankreichs nicht aggressiv! Ei, und die Herren Intellektuellen in Paris hätten diese Ideen und Idole wohl lediglich gegen freche Herausforderungen und Beschimpfungen von unserer Seite verteidigt? Ihre Haltung in diesem Kriege wäre alles in allem diejenige würdigster Überlegenheit gewesen? — Die französischen Intellektuellen, mein Herr, haben sich wie die Narren aufgeführt, das ist die Wahrheit; und verglichen mit dem rasenden Unsinn, den sie gegen Deutschland ausspieen, war unsere ganze „Kriegsliteratur“, mein bißchen Kultur- und Zivilisationspintifiziererei mit einbegriffen, nur harmloses Geplauder. Es gab keine sichtbare Ausnahme. Ich weiß wohl, daß es illoyal ist, sich der Kritik zu bedienen, welche die Nationen durch ihre Schriftsteller an sich selber üben, aber es war unmöglich, sich nicht der Voltaireschen Definition des Franzosen als einer Kreuzung aus Affe und Tiger zu erinnern. Europas weisester Greis, Anatole France, wo war sein Wissen, sein Zweifel, seine radikale Freiheit? Das Melodrama ergriff Besitz von seinem feinen Hirn, und er geiferte. Nicht aggressiv — die französischen Idole! Aber die Geschichte, Herr Molland, lehrt, daß die französischen Idole und Prinzipien überhaupt immer nur dazu da waren, um die französische Aggressivität zu decken! Moltke sagt es in seinem Aufsatz über „Die westliche Grenzfrage“ vom Jahre 1841. „Unter wieviel falschen Vorwän-

den," sagt er, "für welche ganz entgegengesetzten Prinzipie waren die Franzosen nicht schon zu uns gekommen, um uns unter der Maske von Hilfeleistungen zu berauben! Burgund entrissen sie uns im Namen des Papstes, die lothringischen Bistümer und das Elsaß im Namen der Reformation, als Beschützer der Lutheraner, Straßburg und Holland griffen sie an im Namen der absoluten Monarchie, Spanien, Neapel und Lothringen gewannen sie im Namen der Legitimität, und endlich Holland, die Niederlande, das ganze linke Rheinufer vereinigten sie oder verbündeten sie wenigstens aufs engste mit Frankreich im Namen der Freiheit und des republikanischen Prinzips. Viermal wechselten sie das Prinzip, aber mit jedem stahlen sie uns ein Land weg." Es ist eine Lüge, daß die revolutionären Tugend-Prinzipien der Freiheit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit, gehegt von Frankreich, einen minder aggressiven Charakter trügen, als irgend ein früheres. Sie schätzen Mar Scheler? Zum mindesten zitieren Sie ihn. „Die Gleichheit der Nationen und ihre Gleichwertigkeit," sagt er in einer Studie „Über die National-Ideen der großen Nationen", „das ist Frankreichs nationaler Demokratismus und gleichzeitig sein weltanschaulicher Stabilitätsgedanke — derselbe, der seine gesamte Philosophie und Wissenschaft durchwaltet. Aber gerade das nun hält es seit den napoleonischen Kriegen für seine eigentümliche höchst-nationale Mission, diese spezifisch französischen Ideengehalte der ‚Menschenrechte‘ und des historischen Stabilismus nicht nur in seinen Grenzen zu verwirklichen, sondern sie hinaus in die Welt zu tragen, die Welt und alle anderen Nationen damit zu erfüllen. Diese Mission aber ist ihm umkleidet mit dem ganz eigenartigen gallischen Wertcharakter des nationalen Ruhmesglanzes. Der Ruhm (gloire) also eines ‚Führers‘, ‚Lehrers‘ und ‚Erziehers‘ der Menschheit — das ist Frankreichs nationale Missionsidee. Daß gerade dieser Anspruch und

Gedanke seinen Träger bis zum äußersten aggressiv und kriegerisch macht, aggressiv gegen alle Völker, die eine andere, von Frankreich mißachtete Selbstauffassung ihrer Mission haben oder kraft eigenen nationalen Geistes seiner Führerschaft sich nicht unterwerfen, das übersieht Frankreich von jeher in der denkbar naivsten Weise.“ — Ist Unschuld Schuldlosigkeit? Ich meine jene Unschuld, sanfter Meister, die aus Ihrem wohl lautenden Bekenntnis spricht: „Je n'ai jamais pu distinguer la cause de la France de celle de l'humanité.“

Von wem glaubten Sie wohl zu reden, als Sie mich dem internationalen Publikum als kriegstoll meldeten? Vielleicht war ich nicht Pazifist gewesen, nein, das nicht. Der Pazifismus war mir eine Puschel gewesen, wie eine andere, ein Steddenpferd für Leute, die nichts anderes zu tun haben, als große, wohlfeile Steddenpferde zu reiten. Ich fand es oberflächlich, maniakalisch und kindlich, die Welt aus dem Punkte des militärischen Friedens kurieren zu wollen; ich glaubte nicht, daß das Leben je friedlich sein könne, und auch nicht, daß die liebe Menschheit in ewigem Frieden sich wesentlich schöner ausnehmen werde, als unter dem Schwerte. Solange die Menschheit nicht, dachte ich, in weißen Gewändern, Palmzweige in den Händen und literarische Stirnküsse tauschend umherwallt, wird es wohl dann und wann Krieg geben auf Erden; solange sie Blut in den Adern hat, dachte ich, und nicht lindes Öl, wird sie es wohl vergießen wollen dann und wann. Also, nicht Pazifist hatte ich mich nennen dürfen. Aber friedlich war ich gewesen, bestimmt nicht weniger friedlich, als Sie, Herr Rolland, und obgleich ich die friedliche Durchdringung Marokkos erlebt hatte, gegen die Sie meines Wissens nichts zu erinnern fanden; den Burenkrieg, während dessen ich unmoralisch genug war, gut englisch zu sein, da ich fand, daß England wichtiger sei, als die Burenrepublik; die

abyssinische und die lybische Expedition, den amerikanisch-spanischen, den japanisch-chinesischen, den russisch-japanischen Krieg und die Balkankriege; so hätte ich doch Haus und Heim verwettet, daß ich und meine Welt den europäischen Krieg nicht sehen würden. Ich leugne nicht, daß ein Gran Verachtung und Selbstverachtung dieser unerschütterlichen Überzeugung beigelegt war. Nein, ich und meine Welt, wir würden den Krieg nicht sehen... Die Ermordung des Erzherzogs, die Vielen Alarm bedeutete, genügte nicht, mich irre zu machen. Die Erklärung des Kriegszustandes, noch der Mobilmachungsbefehl genügte nicht dazu. PreSSION und GegenpreSSION, sagte ich; ihr werdet sehen, es kommt zu nichts... Wie hätte ich anders denken sollen? Die internationalen Tendenzen der Zeit schienen mir den nationalen vollauf die Wage zu halten. Die Internationalität des Kapitals und des Sozialismus, die merkantile Verfilzung Europas, die herrschenden zivilen Ideale des „Verkehrs“ und der „Sicherheit“ schienen mir den Krieg für die Dauer des jetzigen Weltzustandes undenkbar zu machen. Was mich persönlich betrifft, so war ich ein bürgerlicher Künstler gewesen, national bis zu einem gewissen Grade, gewiß, aber viel zu urban und auch viel zu kosmopolitisch umgetan, um in Zeiten friedlicher Arbeit mit dem Nationalen einen trumpsfenden Unfug zu treiben. Mein Gott, ich gehörte sogar einer deutsch-französischen Verständigungsgesellschaft „Pour mieux se connaître“ an! Das Gerassel der „Albdeutschen“, soweit es überhaupt zu mir drang, war mir ein Unfug und ein Gelächter gewesen, nicht weniger, als hoffentlich Ihnen das Pfauen der Patriotenliga. Ich hatte verstimmt die Achseln gerückt, wenn Herr Harden den Präventivkrieg predigte... Da kam der Krieg. Kein politischer Krieg, meiner Einsicht nach. Nicht jener Präventivkrieg, zu dem Deutschland eine günstige Gelegenheit nach der anderen verpaßt hatte. Son-

dern der Krieg im letzten und äußersten Augenblick, ein moralischer Krieg, wenn anders überhaupt der Selbsterhaltungswille der Staaten moralisch genannt werden darf. Die physische Gefahr war entsetzlich, aber sie hätte mich nur geängstigt, meine nationale Teilnahme wäre passiv sorgend geblieben, wenn der Krieg nur im Physischen gespielt hätte. Was mich in Aktion versetzte, war die Empörung meines Gerechtigkeitsgefühls. Es schien, als ob meinem Lande nichts übrig bleiben solle, als unter dem Haß und der Verachtung der Welt zu verschwinden: das war Dummheit, Heuchelei und Wahnsinn. Ich wußte aus meinem Schopenhauer, und meine eigene Welterfahrung hatte es mir bestätigt, daß international die Gewalt herrscht und nicht das Recht. Würde es je anders werden? Vielleicht. Was könnte ich dagegen haben. Solange es aber so war, blieb es ein so empörender als alberner Schwindel, ausgemacht Deutschland als Sündenbock in die Wüste zu schicken, nur weil es in seinem Denken und auch Reden redlich-pessimistischer, weniger herzerhebend-rhetorisch gewesen war, als die andern. Nicht, weil ich so etwas wie ein Deutscher bin, empörte mich dieser schamlose Tugend-Humbug, sondern weil ein ganz primitives, ungekünsteltes, unverdrehtes Gefühl für Recht und Billigkeit in mir lebt. Ich sah Deutschland nicht schuldiger, als die anderen, ich sah wohl den Einschlag von Aggressivität in seiner Erhebung, aber ich fand das gleiche Maß davon bei den anderen, ich sah die anderen genau ebenso willens und bereit, Geschichte zu machen, wie Deutschland. Die ekelhaft politische Ausbeutung des „belgischen Verbrechens“ drängte mich enger an Deutschland. Ich sah, daß jedermann, auch Faurel, den Durchmarsch von jeher als das Selbstverständliche und einzig Vernünftige betrachtet hatte, — als ebenso selbstverständlich, wie daß im Falle des deutsch-englischen Krieges die nicht minder „unrechte“ Blockade erfolgen würde. Ich

sah, daß weder England noch Frankreich zur Erhaltung des Friedens in St. Petersburg irgend einen Schritt unternommen hatte, der dem von Deutschland auf Wien ausgeübten Druck entsprochen hätte. Ich sah, daß die Pariser Regierung ihrem Volke die Tatsache der russischen Mobilmachung unterschlagen hatte, weil die Republik zu ihrer ewigen Befestigung Elsaß-Lothringen hatte zurückerobern wollen, und ich sah den Eintritt der französischen Sozialisten in diese Regierung. Niemals, auch als die „Piazza“ noch nicht das Gegenteil bewiesen hatte, war ich Literat genug gewesen, an die Reinheit, Unschuld und wesentliche Friedfertigkeit der Demokratie zu glauben. Ich hatte von Entente-Plänen zur Aufteilung Österreichs, von Jean Jaurès angstvollem Kampf gegen die französische Kriegspartei, von Morels Anklagen gegen die bössartige Marokko-Politik des Foreign Office gehört; ich hatte vom Wesen und Endsinne des Pariser Russengeschäftes dies und jenes begriffen und mußte oder durfte mir sagen, daß zu dem Zeitungstypus des *Matin*, des *Journal* und der *Northcliffe-Presse* in Deutschland kein Gegenstück existiere. Ich hatte Einiges von englischer Geschichte gewußt, gewußt, daß Demokratismus und Imperialismus am wenigsten dort einen Widerspruch bilden, und nicht gezweifelt, daß England auch unter liberaler Regierung trachten müsse, einem neuen Rivalen auf kommerziellem und kolonialem Gebiet dasselbe Schicksal zu bereiten, wie denen von früher. Ich sah freilich auch, daß der deutsche Zivilisationsliterat den Lügen-Idealismus der Feinde stockernst nahm; daß keine Dummheit oder Infamie ihm zu schlecht war, sie auch seinerseits aufzunehmen, mitzusprechen und gegen sein Land zu richten. Aber warum, fragte ich mich, immer nur gegen das eigene Land? War das Gerechtigkeit? War es nicht recht uneuropäisch, auch in diesem europäischen Augenblick, Moral und Gewissenhaftig-

keit so ganz nur gegen das eigene Land zu kehren und alle übrigen völlig zu vernachlässigen? — Ich vergaß nicht ganz, auf die Freiheit meines Geistes bedacht zu sein. Zu einem Zeitpunkt, als die Wogen der nationalen Begeisterung am höchsten gingen, gab ich mich leidlich unabhängigen Gedanken über „Defensive“ und „Offensive“ hin, die ich in meiner Schrift über Friedrich den Großen niederlegte, und die neutrale Zuschauer, Schweizer und Schweden, zur Anerkennung meines Gerechtigkeitswillens bestimmten. War ich deutscher, Romain Rolland, als Sie französisch waren? Nein. Aber das Bemerkenswerte unseres Falles besteht darin, daß das bescheidene Maß von Freiheit, welches Sie in „Au dessus de la mêlée“ bekundeten, viel Mut unter den Ihren gegen Sie aufregte, während ich, bei mir zu Hause, Mut und Verachtung mir zuzog durch das äußerst bescheidene Maß von Chauvinismus, das ich in „Friedrich und die große Koalition“ an den Tag legte. Das ist der Unterschied zwischen Frankreich und Deutschland.

Mehr als befreundet, weniger als Freund . . . Nicht der Fremde, nicht der „Feind“ war es, der gegen die Position, in welche die Zeitereignisse mich drängten, diese Gefühlshaltung, die zu erklären — nicht zu rechtfertigen, denn das Gefühl ist frei — dies Buch mir dienen muß, die wütendsten Angriffe gerichtet hat. Rolland schalt und klagte mit heftigen Worten, aber er zischte nicht. Er glaubte zur Abschreckung aufzeigen zu müssen, was ihm fiebrische Verirrung schien; seine Absicht war nicht, zu entehren, zu töten — und statt des Entehrten und Getöteten sich zu insinuieren, mit dem Empfehlungsrufe: „Man achte auf den, der liebt!“ Ein solcher Wille und Haß war einem viel Näheren vorbehalten. Es war der deutsche Zivilisationsliterat, der mir das Giftigste und Erniedrigendste gesagt hat . . . War es Gift nur für mich? erniedrigend nur

für mich? Es ist seine Sache darüber nachzudenken, — Sache desjenigen, durch dessen lateinisch berebten Mund der Zivilisationsliterat zu mir sprach.

Anzugeben, welcher Mund das war, lehne ich ab; denn es hat eine melancholische und blamable Bewandtnis damit. Der Krieg währte noch nicht lange, als in einer Zeitschrift eine politische Dichtung von höchsten literarischen Eigenschaften erschien, die insofern eine gewisse Familienähnlichkeit mit meinem Friedrich-Versuch besaß, als auch sie ihren Zauber, ihre Tiefe darin suchte und fand, das Gegenwärtige und das Vergangene sich ineinander spiegeln zu lassen. Die Rolle etwa, die in meinem Artikel der Siebenjährige Krieg gespielt hatte, spielte hier die Dreyfus-Affäre; als Gegenfigur zu König Friedrich erschien hier der französische Schriftsteller, welcher der handelnde Held jener forensischen Historie war. Der Unterschied aber war der, daß, während ich meinen König so naturalistisch schlecht gemacht hatte, daß die Charakterstudie auf einfältigere Leser als Pasquill wirken konnte, ja, daß sie entrüstete Gegenschriften hervorrief, — jene Dichtung ihren Helden, Emile Zola also, den wichtigsten Faust- und Machtmenschen der Kunstgeschichte, einen epischen Giganten von viehischer Sinnlichkeit, stinkender Übertriebenheit, unflätiger Kraft, als „weitesten Geist“, Gerechtigkeitsheiligen und verklärten Lehrer der Demokratie („die Haare im Nacken halb lang“) in die politische Bürgerglorie erhöhte. Sie war „Dichtung“ leider eben damit, daß sie von Wahrheit, von jedem Willen und Versuch, ihre Liebe in ironische Zucht zu nehmen, von jeder tieferen, strengerer und menschlicheren Gerechtigkeit also schrecklich weit entfernt war; ihr Wahrheits- und Gerechtigkeitsbegriff war forensisch beschränkt, denn der forensischen Wahrheit und Gerechtigkeit kam in dem Prozeß, den sie besang, symbolisch-politische und zivilisatorische Bedeutung zu; kurzum, sie war „Neues Pathos“,

politisches Pathos, und man erinnerte sich dabei des Zurufs, den Strindberg an Björnson richtete: „Sei wahr, Björnson! Du bist unwahr wie ein Festredner!“

Weder eine politische, noch eine ästhetische Kritik des bedeutenden Werks soll versucht werden. Es ist nicht der Ort, und es kann zuletzt nicht ausgemacht meine Aufgabe sein, den Glanz und die Geste, den steilen Dünkel, den hochhysterischen Haß und die harte „Menschenliebe“ dieser doppel-sinnigen Biographie zu würdigen. Durchaus persönlich, durchaus menschlich habe ich mich gegen sie meiner Haut zu wehren, habe die genialischen Albernheiten und rasenden Niedrigkeiten zurückzuweisen, die sie mir nachsagt, oder ins Gesicht sagt: Denn daß es, um ein vergleichsweise harmloses Beispiel zu nennen, ein rhetorischer Plural ist, wenn darin von „jenen Tieffschwägern“ die Rede geht, „die gedankliche Stützen liefern für den Ungeist“, darüber wird jeder Zweifel beseitigt durch den Zusatz, „jene Tieffschwäger“ bildeten sich ein, „Erkenntnisse zu haben, und jenseits aller Erkenntnisse könnten sie die Ruhmredner der ruchlosen Gewalt sein“. Das ist dick und deutlich. Denn an irgend einer Stelle meines Kriegsbüchleins habe ich mir den Satz zuschulden kommen lassen: „Deutsch ist der kategorische Imperativ jenseits der abgründigsten Skepsis.“ Nun leugne ich nicht, daß solche Gedanken und Dikta, die typisch sind für die hastige Schanzarbeit unserer geistigen Defensive vom Anfang des Krieges, mich heute schon ein wenig abgeschmückt anmuten. Ist gleichwohl etwas daran? Doch, manches. Ich dachte so damals, und ich kann ganz leicht noch heute so denken:

Nietzsches Moralkritik im Zeichen des Lebens, dachte ich, ist wesentlich garnichts anderes, als Kants „praktische Vernunft“. Auch in Kants praktischer Philosophie, die nach der theoretischen, radikalen und alles zermalmenden kam, handelt es sich nicht mehr um „Wahrheit“, sondern um praktische

ethische Postulate, — um „das Leben“. Dieser Wille zur Praxis, zur Ethik, zum Imperativ, zum Leben jenseits der tiefsten Erkenntnis ist offenbar typisch national; es ist deutsch, den Radikalismus ins Geistige zu verweisen und dem Leben gegenüber praktisch-ethisch, anti-radikal sich zu verhalten. Dies ist der eigentlich politische Gedanke und Instinkt des unpolitischen Volkes. Von dieser Denkweise und geistigen Struktur, diesem zugleich ironischen und kategorischen Begriff der Politik habe auch ich, ohne im mindesten „Philosoph“ zu sein, irgendwie irgendetwas abbekommen; zum mindesten weiß ich eben genug davon, um ein Recht zu haben, andeutungs- und ahnungsweise davon zu reden. Was aber macht der Dreyfusard daraus? Er versteht die Sache so, ich „bildete mir ein, Erkenntnisse zu haben, und jenseits dieser Erkenntnisse dürfte ich den Anwalt von Lüge und Gewalt machen.“ Das ist entweder nicht intelligent oder es ist nicht nobel. Auf jeden Fall ist es nur ein harmloses Beispiel...

Was gibt es noch? Leidenschaftlichste Dingel! Kaum sind nur ein paar Worte gefallen, so erscheint schon das schmutzige Säckchen: „Sache derer, die früh vertrocknen sollen, ist es, schon zu Anfang ihrer zwanzig Jahre bewußt und weltgerecht hinzutreten.“ — Ich gestehe, für einen Dichter der Menschenliebe und gelernten Philanthropen ist das alles, was man erwarten kann. Radikale Polemik darf man das nennen. Es ist ja ein kleiner Guß Schwefelsäure, en passant dem Nächsten ins Angesicht. Wirklich, schon zu Anfang meiner zwanzig Jahre „trat ich hin“, — nicht sehr bewußt, aber ziemlich weltgerecht, wie es schien. Nicht selbstgerecht, aber weltgerecht, — so früh. Wie kam das? — Es gibt, meint Goethe, für jeden Menschen die Stunde, da er „vertrieben wird aus dem Paradiese der warmen Gefühle, um ein Mann zu sein und im Werke ein neues geistiges Paradies zu finden.“ Das ist wahr. Die Stunde aber, von der Goethe spricht,

kommt früher für den einen und für den anderen später. Ich erinnere mich, daß ich während der Arbeit an „Buddenbrooks“ plante, dem Werk als Motto die Verse Platens voranzuführen:

„So ward ich ruhiger und kalt zuletzt,
Und gerne möcht' ich jetzt
Die Welt, wie außer ihr, von ferne schaun:
Erlitten hat das bange Herz
Begier und Furcht und Grau'n,
Erlitten hat es seinen Theil von Schmerz,
Und in das Leben setzt es kein Vertrau'n;
Ihm werde die gewaltige Natur
Zum Mittel nur,

Aus eigener Kraft sich eine Welt zu baun.“

Ich weiß nicht zu sagen, warum ich den Wahlspruch zuletzt unterdrückte. Mit inniger Genauigkeit drückt er den Zustand, das Schicksal früher Weltgerechtigkeit, Werkgerechtigkeit aus, die mit „Reife“ wenig und mit minderwertiger Lebensgewandtheit überhaupt nichts zu schaffen hat. Ich nenne sie ein Schicksal, eine Gestaltungsform menschlichen Lebens, und nehme damit einige Sympathie für sie in Anspruch, gleichviel ob man sie nun als einen Glücksfall oder als ein Verhängnis betrachte. Ist sie mit Notwendigkeit ein Verhängnis und zahlt es sich teuer, schon früh zur Männlichkeit des Werkes angehalten, früh, schon als Jüngling, durch ein Werk der Welt gerecht geworden zu sein — in kleinen und mittleren Fällen wenigstens: da ja ganz große Fälle, der Fall Goethes etwa und seines sensationellen Jugendromans, das Gegenteil zu beweisen scheinen? Ist frühes Verdorren der Sold, die Buße, die unweigerlich für eine so strenge Schicksalsgunst zu zahlen ist? — Nun, es gibt Formen künstlerischen Verdorrens, die ihre begeisterten Liebhaber finden und von diesen als das gerade Gegenteil des Verdorrens empfunden werden: die

Form der politischen Jugend zum Beispiel, in der das Verdorren Solas sich abspielte. Nicht diese ist es, so viel ist sicher, die das Schicksal mir zugewiesen hat. Wäre sie es, — vielleicht, sogar wahrscheinlich, daß ich Sympathie fände, dort, wo ich jetzt bösen Hohn ernte. Was ist verdorren? Der Tod ist dem Leben eingeboren, Leben selbst ist Sterben und dennoch Wachstum zugleich. Im künstlerischen Leben zumal sind Wachstum und Verdorren untrennbar verschlungen, und spätere Werke mögen gegen die ersten, frischen neben Merkmalen des Dorrens bedeutende Vorzüge an Geist und Kunst besitzen. Das Leben eines Künstlers, wie sein Werk, ist eine Einheit von vornherein, und wenig verschlägt zuletzt die Art seines Ablaufs. Die Lust, mit der ich gewisser Dinge gedenke, die ich noch bilden möchte, bietet mir Gewähr, daß ich auch außer mir, auch in der Menschenwelt Lust damit wecken werde. Dennoch ist es sehr möglich, daß ich zeitig das Beste gab, das zu geben mir vorbestimmt war, — ein Los, das man traurig oder selbst tragisch nennen mag, solange Der, dem es fiel, noch lebt und kämpft. Ruhen wir in der Tiefe, so will es nicht viel bedeuten, zu welchem Zeitpunkte wir am besten das waren, was wir waren, und unser glücklichstes Werk lobt unseren Namen, gleichviel ob es nun am Anfang, inmitten oder am Ende unseres zeitlichen Lebens steht. Daß auch ein Künstlerleben ein Menschenleben ist, — die Humanität der Arena klammert es nicht. Ob sie den Triumph des Gladiatoren beehult oder mit Neugier und Hohn seinem Erliegen zusieht: die selbe Grausamkeit ist in beidem. Aber sollten gleich Gefährdete, Künstler, — sollte ein Künstler gar noch, der „Menschlichkeit“ zu seinem Panier erwählte, sich die schändliche Härte dieser Betrachtungsart zu eigen machen? Wäre es wahr, daß die ins Weite gerichtete, die allgemeine Liebe nur auf Kosten der Liebesfähigkeit im „Engen“, dort also, wo Liebe einzig Wirklichkeit hat, gedeiht? Und daß sie

ihren sittlich satten Besitzer über sein eigenes Wachsen oder Verdorren in eine bestrebende Sicherheit wiegt?

Gleichviel. Der politische Säurespritzer war gezielt und traf. Blind, mit zerähter und dick verbundener Miene ist man des Weiteren gewärtig. Und das Weitere, Eigentliche findet sich, — es bricht in dem Augenblick herein, da der Philanthrop auf den „Rückfall in untermenschliche Zustände“ zu reden kommt, „der dem Lande“ (dem Frankreich vom Jahre 1900) „heute bereitet wird“, auf die Wortführer und Anwälte, die dieser Rückfall finde, — und nun prasselt und prügelt es ohne Hemmung auf den rhetorischen Plural hernieder. Diese Wortführer und Anwälte — sie mögen sich später verantworten, wenn sie können — „das Eine steht fest von vorn herein: sie haben es leichter. Ihre Gesinnung verlangt nicht, daß sie Verbannung und Schweigen“ (Verbannung? Schweigen?) „daß sie Verbannung und Schweigen ertragen. Im Gegenteil ziehen sie Nutzen daraus, daß wir andern schweigen und verbannt sind; man hört nur sie, es ist ihr günstigster Augenblick. Nicht mehr als menschlich, wenn sie ihn wahrnahmen und ihren vorgeblichen Patriotismus noch lauter beteuerten, als sie es vielleicht tun würden, wenn nicht wir andern damit in Vergessenheit zu bringen wären. Man müßte sie sich ansehen, ob es nicht auch sonst schon die waren, die das Profitieren verstanden. Waren sie etwa Kämpfer? Oder lag es vielleicht in ihrer Art, was die Macht — die Macht der Menschen und der Dinge — herbeiführte, zum Besten zu wenden, und auch zu ihrem eigenen Besten? Wie, wenn man ihnen sagte, daß sie das Ungeheure, das jetzt Wirklichkeit ist,“ (die Verurteilung Dreyfus) „daß sie das Äußerste von Lüge und Schändlichkeit“ (es ist von der Verurteilung des jüdischen Hauptmanns die Rede) „eigenhändig mit herbeigeführt haben, — da sie sich ja

immer in feiner Weise zweifelnd verhielten gegen so grobe Begriffe wie Wahrheit und Gerechtigkeit" . . . „Im äußersten Fall, nein, dies glauben wir nicht, daß sie im äußersten Fall Verräter werden könnten am Geist, am Menschen. Jetzt sind sie es. Lieber als umzukehren und, es zurückbannend, hinzutreten vor ihr Volk, laufen sie mit seinen abscheulichsten Verführern neben ihm her und machen ihm Mut zu dem Unrecht, zu dem es verführt wird. Sie, die geistigen Mitläufer, sind schuldiger, als selbst die Machthaber“ (des Dreyfusprozesses), „die fälschen und das Recht brechen. Für die Machthaber bleibt das Unrecht, das sie tun, ein Unrecht; sie wenden nichts ein, als ihr Interesse, das sie für das des Landes setzen. Ihr falschen Geistigen dreht Unrecht in Recht um, und gar in Sendung, wenn es durch eben das Volk geschieht, dessen Gewissen ihr sein sollte!“ . . . „Der ganze nationalistische Katechismus, angefüllt mit Irrsinn und Verbrechen, — und der ihn predigt, ist euer Ehrgeiz, dürftiger noch, eure Eitelkeit . . . Durch Streberei Nationaldichter werden für ein halbes Menschenalter, wenn der Atem so lange aushält; unbedingt aber mitrennen, immer anfeuernd, vor Hochgefühl von Sinnen, verantwortungslos für die heranwachsende Katastrophe, und übrigens unwissend über sie, wie der Letzte!“ . . . „Jetzt macht es nichts aus, daß man in eleganter Herrichtung gegen die Wahrheit und gegen die Gerechtigkeit steht; man steht gegen sie und gehört zu den Gemeinen, Vergänglichen. Man hat gewählt zwischen dem Augenblick und der Geschichte, und hat eingestanden, daß man mit allen Gaben doch nur ein unterhaltsamer Schmarozer war.“

Es war kein heiteres Geschäft, das abzuschreiben; doch nun bin ich froh, daß es dasteht: nicht nur in jener Europäer-Zeitschrift, sondern auch hier in diesem Buch. Denn es gehört

hinein in dieses Buch, das ein Dokument sein und als solches zurückbleiben möchte, wenn die Wasser sich verliefen. Es gehört in dieses Buch, welches von der Überzeugung erfüllt ist, daß der gegenwärtige Krieg nicht nur um Macht und Geschäft, sondern namentlich auch um Gedanken geführt wird, und das schon auf einer ersten Seite zu bemerken gab, wie Deutschland das Land sei, wo die geistigen Gegensätze Europas fast ohne gemeinsame nationale Färbung, ohne nationale Synthese wider einander stehen, — in dessen Seele der Kampf zwischen den Gegensätzen Europas ausgetragen werden muß . . . Was! europäische Kriege würden nicht mehr auf Deutschlands Boden ausgefochten? Und ob sie es werden! Europäische Kriege, sofern sie nur auch im Geistigen geführt werden, und das müssen sie immer, werden zugleich auch deutsche Bruderkriege sein, das bleibt das Schicksal dieses europäischen Herzvolks, und das ist, bei aller Wucht seines Leibes, seine innere, sittliche, seine politische Schwäche, — es wird vielleicht sein Verhängnis sein. Deutschland hat keine eherne Stirn, wie England, es hat nicht Frankreichs einheitlich sentimentalen Schwung. Deutschland ist keine Nation . . .

Auf deutschem Boden, sage ich, sogar als deutsche Bürger- und Bruderkriege werden europäische Kriege geführt, und zwar mit Waffen, die an fortgeschrittener Grausamkeit denen nichts nachgeben, die an den Fronten wüthen. Da stehe ich im Erdgeriesel, Eisenhagel, gelben Stickqualm einer Giftgasbombe und weiß nicht, ob ich noch lebe. Doch, ich lebe wohl noch. Und so gälte es denn nun Erwiderung, Heimzahlung, schreckliche Gegenrechnung? Es eilt nicht. Eine allgemeine moralische Betrachtung stehe voran. Es wird gut sein, mir gegenwärtig zu machen, daß ich, wo es sich um den Kampf der Geister und Federn, um Kritik, Polemik handelt, Grausamkeit und sogar Infamie durchaus nicht für etwas Verbotenes und Entehrendes halte. „Infamie“ ist ein sehr gesellschaftlicher

Einwand und Vorwurf, der in höherer, geistiger Sphäre wenig besagen will. Ich rede nicht von jener schoslen und negativen Infamie, die man besser ethische Ohnmacht hieße: Anständigkeit als Belleitāt, als drittes Wort und Unmöglichkeit ist, nebenbei bemerkt, ein Problem, das sich aufdrängt und zur novellistischen Gestaltung in hohem Grade reizt. Sondern ich meine die positive und passionierte, blutig-freche, stolze und verzweifelte Infamie, welche „Anständigkeit“ durchaus nicht als ihr Gegenteil empfindet oder, indem sie es tut, einem kindlichen Irrtum unterliegt, da sie einer völlig anderen, einer höheren moralischen Ordnung angehört, als Anständigkeit. Es ist mit dieser Infamie wie mit der Ausschweifung, — von der Dimitry Karamasow sagt: „Ich liebte die Ausschweifung, ich liebte auch die Schmach der Ausschweifung, ich liebte die Grausamkeit: bin ich denn nicht eine Wanze, ein böses Ungeziefer?“ Diese Infamie ist nicht egoistisch, ist in jedem anderen als dem bürgerlichen Sinne nichts weniger als gemein. Sie ist ein Opfer, ein Wegwurf, eine Selbsterniedrigung, eine schonungslose, fanatische und schmählische Hingebung, welche der Generosität nicht nur nicht entbehrt, sondern eine schmutzige und blutige Form der Generosität selber ist. Dem Reinen — aber ich will lieber sagen: dem Sauberen — mag der Anblick der Infamie Ekel erwecken, doch nicht ohne ihm zugleich eine gewisse Ehrfurcht einzufloßen und ihn Ahnungen einer mystischen Moralität zu lehren.

Vor allem ist dem leidenschaftlich verantwortlichen Kritiker ein Recht auf Infamie unbedingt einzuräumen. Gesezt, ein Werk erschiene, das, als Produkt einer außerordentlichen künstlerischen Anstrengung, kraft klügster innerer und äußerer Sicherungen und blendender, einschüchternder Eigenschaften auf Publikum und Durchschnittskenner eine außerordentliche Wirkung hervorbrächte, tausend Federn zu seinem Preise in Bewegung setzte, die Öffentlichkeit Monate lang in Atem

hielte, — ein Kritiker aber, verantwortlich gemacht durch seine Gaben, seiner Sehschärfe, seines Instinktes sicher, würde dies Werk als innerlich falsch, seine Wirkung als betrügerisch, schädlich, kulturstörend erkennen: es gäbe beinahe — und auch dieses Beinahe könnte ich streichen — kein Mittel, dessen er sich nicht bedienen dürfte, um das Bestaunte zu diskreditieren, zu entwürdigen und zu vernichten. Denn es ist ganz klar, daß, je stärker die wirkenden Eigenschaften eines schlechten Werkes sind, desto schärfer und unbedenklicher die Mittel sein müssen, mit denen man seine Autorität zu Fall bringen will. Niemand verlange, daß der Kritiker in einem solchen Falle „Gerechtigkeit“ übe; daß er die positiven Verdienste, die dem Werke und seinem Autor immerhin zukommen mögen, hervorhebe oder auch nur bemerke: Sie müssen ihm hassenswerter scheinen, als die Falschheiten, denn sie sind es, die diesen zur Wirkung verhelfen, und seine Aufgabe ist hier nicht, zu erkennen, sondern zu vernichten. Niemand, am wenigsten der Autor, klage über Infamie, wenn der Kritiker in solchem Falle seine legitime Bosheit auch an der Person des Autors übt — man kann garnicht boshaft sein, ohne persönlich zu sein —; wenn er also die Entstehung des falschen Werkes polemischerweise in die Tiefen der Privatpersönlichkeit hinein zu verfolgen sucht: Werk und Leben hängen in allen ernstesten Fällen viel zu innig zusammen, als daß leidenschaftliche Kritik nicht jeden Augenblick auf das Leben überzugreifen bereit sein müßte, und das Verlangen nach kritischer Sachlichkeit beruht fast immer auf Prüderie und Unverständnis.

Habe ich wacker geredet, Kritiker? Ich sagte dies, um auf die bestimmte Erklärung vorzubereiten, daß es Infamien gibt, die ich hinnehme, nämlich aus Gewissenszweifel, ob sie nicht berechtigt sein könnten, — und Infamien, die nicht hinzunehmen ich vollkommen entschlossen bin. Jene sind solche, die sich gegen meine Produktion, gegen mein Künstler-

tum richten, das ich selbst, wie alles Künstlertum, zu allererst auf dem Striche habe; diese aber solche, die meinen Charakter, meine geistige Ehre betreffen. Daß wider meinen besseren Willen Falsches in mein Werk eingedrungen sein mag, glaube ich zuweilen zu sehen. Niemandem kann übler zu Mute sein in solchen Augenblicken; niemand kann das Falsche im eigenen Werke bitterer, höhnischer und gramvoller verachten, niemand das Problematische darin mit mehr Abneigung erkennen, als ich es tue, — obgleich mir von jeher schien, daß das Problematische recht eigentlich in der künstlerischen Sphäre beheimatet, ja, daß die Kunst die problematischste Sphäre des Menschlichen sei. Daß ein Künstler wirkliche Würde gewinnen könne, glaubte ich verneinen zu müssen, und ich machte aus solcher Verneinung ein problematisches Kunstwerk, das aber außer und über seiner Problematik die geistige Ehre seiner zweifelvollen und schmerzlichen Ehrlichkeit hat. Die Kunst ist etwas sehr anderes, als die Literatur, welche lauter, rational, humanitär und edel ist. Jene letzte, schon außerkünstlerische oder eben auch noch künstlerische Ehrlichkeit mag der Punkt sein, in dem der Kritiker, der ein Literat und also ein Heiliger ist, und der Künstler, der problematischen Wesens und unrein ist, sich endlich dennoch finden und verständigen können. Aber ein Künstlertum, ohne jeden Einschlag von Scharlatanerie, jede Neigung zu femininer Lüge hat es vielleicht nie gegeben, und der Künstler überhaupt, dieser „über alle Maßen sinnliche und eitle Affe“, wie Nietzsche ihn genannt hat, wird die Zuchtrute der Literatur, der Kritik, der boshafsten und selbst infamen Erkenntnis immer vortrefflich brauchen können, um nicht geistig zu entarten und den Glanz und die Ehren, mit denen die Welt seinem Talente dankt, schließlich mit verdummtem Gewissen entgegenzunehmen. Ich vergesse nie die Erschütterung, mit der ich zum ersten Male jenen Brief Gogols las, worin er über die Kritik spricht, die seinem großen Roman zuteil ge-

worden. „Sie haben unrecht,“ sagt er, „sich so über den maßlosen Ton aufzuregen, in dem manche Angriffe gegen die Toten Seelen geschrieben sind: das hat auch seine gute Seite. Mitunter brauchen wir Menschen, die über uns empört sind. Wer ganz von der Schönheit einer Sache ergriffen ist, der sieht die Mängel nicht und verzeiht alles; wer uns dagegen zürnt und gegen uns erbittert ist, der wird versuchen, alles Häßliche, allen Unrat in uns aufzuwühlen und ihn so deutlich ans Licht zu stellen, daß wir ihn sehen müssen, ob wir nun wollen oder nicht. Man bekommt so selten die Wahrheit zu hören, daß man schon um eines kleinen Körnchens Wahrheit willen die Kränkung verzeihen sollte, die in dem Ton liegt, in dem sie ausgesprochen wird. In den Kritiken B.'s, S.'s und P.'s steckt viel Nichtiges, ja selbst in dem Rat, der mir gegeben wird, ich solle zuerst einmal Russisch lernen und dann Bücher schreiben . . . Ja, selbst die Epigramme und die Scherze, die gegen mich gerichtet wurden, hatte ich nötig, trotzdem sie mir zuerst durchaus nicht gefielen und mir keineswegs angenehm waren. O wie sehr bedürfen wir der ständigen Püffe und Stöße, wie sind uns dieser beleidigende Ton und diese boshaften, aufs tiefste verwundenden Spöttereien vonnöten! Auf dem Grunde unserer Seele liegt so viel kleinliche, armselige Eitelkeit, soviel häßlicher, leicht verletzter Ehrgeiz verborgen, daß wir in einemfort Püffe erhalten und mit allen nur möglichen Zuchtruten gezüchtigt werden sollten, ja wir sollten uns stets dankbar über die Hand freuen, die uns züchtigt.“ Das ist freilich allzu slavisch-slavisch gesprochen für meinen Geschmack. Stolz, wenn auch noch schwerer, mag der Künstler leben, der seinen Literaten, Kritiker und Züchtiger selber in sich trägt: Er wird sich zu aller Kritik, die von außen kommt, nicht sowohl demütig als im Grunde freundschaftlich verhalten, und er wird schneidende Wahrheiten und selbst infame

Halbwahrheiten, die sein Werk betreffen, mit einem Schweigen aufnehmen, das Zustimmung bedeuten mag, oder doch wenigstens bedeutet: du sagst mir nichts Neues.

Hier aber handelt es sich nicht um Werk und Kunst. Hier handelt es sich um meine menschliche und geistige Ehre, gegen die selbstgerechte Zügellosigkeit, die sich für Leidenschaft ausgibt, sich als Menschenliebe empfiehlt, Beleidigungen schleudert, die mir allerdings etwas Neues und Fremdes sind. Es handelt sich um die Gefühls- und Geisteshaltung, die ich, im Gegensatz zum deutschen Zivilisationsliteraten, in diesem Kriege eingenommen, und um einen „psychologischen Kommentar“ dazu, vor dem ich nicht das Haupt beugen werde, dem ich vielmehr stolz und verächtlich die Stirn bieten darf und muß. Denn jene meine Haltung und Parteinahme, möge sie von aller Literatur verlassen gewesen sein: sie war notwendig, gesetzmäßig, folgerecht, echt und wahr, sie war Ergebnis, Quintessenz, unmittelbarer Ausdruck meines Wesens, meiner Herkunft, Erziehung und Bildung, meiner Natur und Kultur, die nicht ganz gemein, nicht ganz und gar schlecht sein kann, da ich ihr zwei oder drei Werke abgewann, die gut sind und von einiger Dauer sein werden, die auf die Zeit, die Kultur der Erzählung, die Sprache, die Herzen, die Geister gewirkt haben, wie irgend eines im letzten Vierteljahrhundert, — und wer dieses mein rechtmäßiges Gefühl durch psychologische Erbärmlichkeiten zu erniedrigen trachtet; wer mir aus zuchtloser Rechthaberei ins Gesicht sagt, ich sei damit zum Verräter am Geist geworden, ich stünde damit gegen Recht und Wahrheit, ich hätte mich damit als Schmarotzer bekannt, dem werde ich den Namen seiner That nennen und so, daß er ihn nicht vergessen soll.

Ein französischer Publizist hat kürzlich wieder einmal ausgesprochen, es sei das nationale Übel seiner Landsleute, daß sie dem Gegner stets gemeine Beweggründe unterstellen.

Der Zivilisationsliterat ist Franzose auch hierin. Nichts kann französischer sein, als das Durcheinander von zischender Mediceance und schönrednerischem Hochsinn, das seinen Stil ausmacht. Aber aus welcher Grundneigung stammt das polemische Laster, das jener Schriftsteller an seinen Franzosen zu rügen nicht umhin kann? O, daher, daß sie Psychologen sind! — Aber Psychologie ist ja das Billigste und Gemeinste. Es gibt nichts Irdisches, worin sich nicht durch „psychologische Analyse“ Erdenstaub entdecken und isolieren ließe, keine That oder Meinung, kein Gefühl, keine Leidenschaft. Man sage mir doch, welchen Nutzen Psychologie je auf Erden gestiftet hat! Hat sie der Kunst genützt? Dem Leben? Der „Würde des Menschen“? Nie. Nützlich sein kann sie einzig dem Haß, der außerordentlich „psychologische Kommentare“ liebt, weil durch solche schlechterdings alles kompromittiert werden kann. Wer gerade nicht haßt, dem muß „Psychologie“ als die überflüssigste Errungenschaft der Neuzeit erscheinen. — Und wenn ich dem Zivilisationsliteraten mit gleicher Münze heimzahlte? Wenn ich ihm „psychologisch“ begegnete? Wenn ich ihn anhielte, die Art von Erkenntnis, mit der er mich traktiert, gegen sich selbst zu wenden und sich zu fragen, ob Politik nicht ein Vorwand sein kann? Neigte er im mindesten zu sittlicher Hypochondrie, er müßte erbleichen und verstummen. Aber er neigt nicht zu sittlicher Hypochondrie, — ach, nein. Er ist der Sicherste, der Geborgenste, der Tugendhafteste, er, der im Rechte und in der Wahrheit wohnt. Suchende Jugend freilich bleibt aufmerksam zu machen, daß einer düsterhaften Fahrlässigkeit, wie der seinen, niemals der Zweifel, niemals die Lockerheit bürgerlich-artistischer Skepsis und das uneingeschläferte Gewissen, sondern ausschließlich die gefestigte Tugend fähig ist.

Noch einmal, was habe ich getan? Ich habe in diesem Kriege die Geschichte des Königs erzählt, von dem Goethe

gesagt hat, daß durch seine Taten „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie gekommen“ sei. Ich erzählte sie auf meine Art, mit einer ziemlich gebrochenen und versteckten Begeisterung, so daß die Schrift Wohlwollenden für zunächst unpublizierbar galt. Das hinderte nicht, daß minder Wohlwollende in dieser Stoffwahl ein Symptom feiler Behendigkeit, aktueller Anpassungsfähigkeit erkennen zu dürfen glaubten, die mir wenig zur Ehre gereiche. Ihnen habe ich am Schluß des vorigen Kapitels obenhin angedeutet, inwiefern mein Verhältnis zu dem historischen Gegenstand der Legitimität nicht gänzlich entbehrt. Es reicht aber diese Legitimität vielleicht noch etwas tiefer und weiter. Ich gehöre geistig jenem über ganz Europa verbreiteten Geschlecht von Schriftstellern an, die, aus der *décadence* kommend, zu Chronisten und Analytikern der *décadence* bestellt, gleichzeitig den emanzipatorischen Willen zur Absage an sie, — sagen wir pessimistisch: die Belleität dieser Absage im Herzen tragen und mit der Überwindung von Dekadenz und Nihilismus wenigstens experimentieren. Einsichtige werden Spuren dieser Richtung, dieses Wollens und Versuchens in meinen Arbeiten überall finden; und wenn ein geistreicher Korrespondent mich nachträglich aufmerksam machte, daß Maurice Barrès eine Novelle geschrieben habe, die fast genau den Titel meiner letztveröffentlichten trage — sie heißt: „La mort de Venise“ —, so tat er es nicht ohne Anspielung auf eine entfernte Zusammengehörigkeit. Es ist klar, daß Barrès' Nationalismus und Katholizismus, sein Ergreifen und Propagieren der Revanche-Idee als eines erzitternden Mittels nichts anderes bedeutete, als den Versuch zur Überwindung der *décadence*; und ebenso klar ist, wie höchst national bestimmt die Art dieses Versuchens war — und wie sich eine deutsche Art etwa davon unterscheiden müßte. Diese, nicht-wahr, würde nicht politisch sein (und zum Präsidentenstuhl

einer Patriotenliga führen), sondern moralisch; sie würde auch nicht katholisch sein und von etwas Außerem, vom Kult der Traditionen alles erhoffen, sondern protestantisch, sondern an das innere Pflichtgefühl appellierend, sondern kantisch-preussisch . . . Werde ich deutlich? Hier ist die geistige Rechtmäßigkeit meines Verhältnisses zum Friedrich-Stoff. Ich gebe sie preis — nicht aus Freude an erkältender Selbstenthüllung, sondern um der Dummheit zu begegnen, die zu verstehen gibt, ich hätte anno 14 mein Mäntelchen geschwind nach dem Winde gehängt.

Einen „Abriß für den Tag und die Stunde“ nannte ich die aktuelle Schrift. Das war sie; und nicht nur ein Abriß der Geschichte, sondern ein rascher und, wie ich immer noch hoffe, vorläufiger Abriß eigener lange gehegter Träume und Entwürfe, die dichterischer Natur gewesen waren, und deren geistigen Kern als Essay herauszustellen ich in jenen Tagen selbstvergessen und rücksichtslos genug war. So wirkte das aktuelle Erlebnis, welches freilich seinerseits ohne die historisch-dichterische Wegbereitung von minderer Gewalt über mein Gemüt gewesen wäre. Eine wie heftige und — ich darf es sagen — wie fruchtbare Gewalt es wirklich darüber besaß, hat ein Mann wenigstens teilnehmend erkannt und ausgesprochen: der schwedische Dichter, von dessen Studie über das Friedrich-Büchlein ich erzählte. Dort, wo Hallström über den Einfall in Sachsen spricht, wo er, in Übereinstimmung mit meiner Darstellung, den Heroismus gegenüber der Gefahr, wie groß er immer gewesen sei, „beinahe leicht“ nennt im Vergleich mit dem Heroismus, „ungebeugt unter dem Druck des Hasses die Seele aufrecht zu erhalten, alle Verantwortung allein zu tragen, allein all das zu stützen, was in einer in ihrem Leben bedrohten Nation unter dem Warum und Wohin der Fragen zweifelt und fränkelt“, — da fügt er hinzu: „Ich weiß nicht, ob dieser Heldenmut Friedrichs, die Grundlage

all seiner unvergleichlichen Taten, je zuvor so intensiv und stark begriffen worden ist. Es wäre nicht zu verwundern, wenn es gerade dieser Schicksalszeit Deutschlands vorbehalten geblieben wäre, die richtigen Maße zu finden — die historische Vergangenheit wiederholt sich ja in dem, was jetzt ist, in allen wesentlichen Zügen. Dies brennend deutlich gesehen und die Parallele mit Schärfe und Tiefe durchgeführt zu haben, das ist es, was Manns Aufsatz so bedeutend macht." — Warum sollte ich die Erschütterung verhehlen, mit der ich diese Worte eines Ausländers gelesen und wieder gelesen habe? Und aus dieser Erschütterung, die zu stolz und ernst ist, um mit Alltagsseitelkeit etwas gemein zu haben, richte ich jetzt das Wort an den leichtsinnigen Rhetor, der mir sagt, ich sei in jener Schrift neben meinem Volke mit seinen abscheulichsten Verführern hergelaufen und hätte ihm Mut gemacht zu dem Unrecht, zu dem es verführt worden. Wenn es zutrifft, was der Schwede sagt; wenn sein „Ich weiß nicht, ob“ eigentlich ein „Ich glaube nicht, daß“ bedeutet, und wenn er recht hat mit diesem „Ich glaube nicht“; wenn es wahr ist — und ich fühle, es ist wahr —: daß die Wechselwirkung von historisch-poetischer Vorbereitung und aktuellem Erlebnis meine Seele in den Stand setzte, den Heldenmut des Mannes, „durch dessen Taten der erste höhere Lebensgehalt in die deutsche Poesie gekommen“, so intensiv und stark zu begreifen, wie er nie zuvor begriffen worden ist (was wirklich nicht zu verwundern wäre und gar kein Verdienst, sondern eben nur eine Fügung bedeuten würde), — wenn es so ist, wie stehst du dann vor mir, Mensch, Künstler, Bruder, mit deinem reißenden Geschwätz? Ein Erkennen und Nacherleben, das in so brennender Tiefe nie zuvor auch nur möglich war, und die annähernde Mitteilung dieses Erkennens und Nacherlebens durch das literarische Wort: ist das eine Sache streberischer Mitläuferei, kann es eine Sache sein schmauchen-

den Bürgerbehagens? Leidenschaft, ungewollte, nicht literatenhaft erstrebte und ausgeschrieene, sondern innige und, mag sein, mit Ironie und Humor maskierte Passion ist es, die einzig dergleichen möglich macht, aus der einzig das Neue und so noch nicht Gewesene hervorgeht, — Leiden also, Schmerz, opfernde Hingabe an ein reinigend Überpersönliches... Achtest du die Leidenschaft, das Erlebnis nicht mehr, beschimpfst du sie, falls sie „dem Geiste“, das heißt: deiner radikalen Lehrmeinung nicht dienen? Dann bist du verloren! Dann mag deine Prosa noch so hartbunt und schmissig, deine Geste noch so genialisch steil, dein Atem noch so heiß, deine Kantilene noch so schmelzend sein, — dann bist du kein Künstler mehr und auch kein Mensch: dann bist du ein in Wigotterie verknöchelter Doctrinär und Schulmeister.

Damit ist alles gesagt. Denn was sollte ich im Einzelnen zurückgeben auf die Haß- und Verdächtigungsarie, aus der ich ein paar besonders brillante Passagen hier wiedergab? Was etwa erwidern auf die Beschuldigung der patriotischen Streberei? Ich kenne an mir die Neigung zur Selbstmißhandlung, eine vielleicht unmännliche Bereitschaft, gehässige und offenbar boshafte Stilisierungen meines Wesens mir zu eigen zu machen und Ja dazu zu sagen. Den Vorwurf der Streberei betrachte ich nur mit Kopfschütteln; ich weiß nichts damit anzufangen. Klugheit im Verhalten zur Welt und ihren Mächten war nie meine Sache; dazu war ich zu sehr allein, zu sehr „Dichter“; und noch dies Buch bezeugt, wie mir scheint, daß Politik auch in diesem Sinn meinem Wesen fremd ist. Wo ich ihrer ansichtig werde in künstlerischer Sphäre, beobachte ich sie ohne Entrüstung, aber mit lächelndem Erstaunen. Ich sehe einen Meister dem „Zungen Geschlechte“ öffentlich schöntun, obgleich er es privatim verachtet; und das ist klug. Ich höre einen anderen oder auch denselben Meister

„den letzten Reporter“ für seinen Bruder im Geiste erklären, gesetzt nur, daß sein Blatt demokratischen Grundsätzen huldigt; und das ist wiederum klug, denn so wird man zum Abgott und Schoßkind der großen, der linksliberalen Presse. Ich sehe einen dritten oder auch nochmals denselben Meister sich um die Gunst der Masse bewerben, indem er sich ihr als Sänger der Demokratie empfiehlt. Ich sehe ihn also seine Dichtung innerpolitisch aktuell machen, Liebe unter der Haid mit Massenvertrieb verwechseln, Tugend und Nutzen vereinigen. Ist es Streberei, dies alles? Möglicherweise. Mich mutet es fremd an, — humoristisch, aber fremd. — Und patriotische Streberei? Es gibt, versteht sich, auch das. In allen Ländern ist es möglich, mit Patriotismus Geschäfte zu machen. Wie aber für mich die Dinge standen und lagen, so weiß ich wohl, wie, im Gegenteil, meine Haltung und Redeweise hätte ausfallen müssen, wenn Klugheit sie mir diktiert hätte. Ich hätte müssen aus meinem Herzen eine Mördergrube machen, meinem kämpfenden Volk den pazifistisch-humanitären Knüttel zwischen die Beine werfen, den Krieg recht häufig für ein deutsches Verbrechen am Geiste erklären, — und ich hätte freilich so wenig, wie für den Friedrich-Essay, einen Orden bekommen, aber meine Ehre, meine Literatenehre nämlich, wäre gerettet gewesen. Ich war's nicht imstande. Und daß ich's nicht war, trägt mir die Bezeichnung ein, mein Ehrgeiz, ach nein, meine Eitelkeit hätte den „nationalistischen Katechismus“ gepredigt.

Der nationalstische Katechismus möge, womit immer, angefüllt sein: ich bin, glaube ich, deutsch eben darin, daß ich mich von jeher sehr wenig fest in ihm fühlte, und der Krieg hat daran nicht viel geändert. Es ist wahr, die Erhebung von 1914 riß auch mich zu dem Glauben und zu dem Bekenntnis des Glaubens hin, daß das Volk, dem anzugehören ich die eigentümliche Ehre habe, große Herrschaftsrechte, gültigen

Anspruch auf die Theilhaberschaft an der Verwaltung der Erde, kurz, auf politische Macht besitze und die Anerkennung dieser natürlichen Rechte erkämpfen dürfe, ja müsse. Heute habe ich zum mindesten Stunden, wo dieser Glaube schwankt und beinahe am Boden liegt; denn ich sage mir, daß ein Herrschervolk, beschränkt, hart, iherfüllt und national sattelfest, wie Herrschervölker sein müssen, sich kaum von seinen vornehmsten Geistern an seinen Rechten würde irren machen lassen, wie es in Deutschland der Fall ist. Die Erfüllung der Nation von sich selbst und ihrem Recht hat fünf, sechs Wochen gedauert, kaum länger, obwohl ihre Leistungen erst dann ins Ungeheure und — für die andern — ewig Denkwürdige wuchsen. Diese nationale Erfüllung wurde sofort als geistig un-national empfunden, der Gegendruck war sofort sehr stark, und rasch ist sie der Nation verächtlich gemacht worden auf eine Weise, die in jedem anderen Lande unvorstellbar ist. Deutscher Nationalismus — wo ist er? Ich wollte, ich wäre fähig, zu wünschen, es gäbe dergleichen. Heute, mitten in diesem Kriege, angesichts einer feindlichen Geschlossenheit und Entschlossenheit, von der bei uns ganz wenige Köpfe sich ein Bild zu machen auch nur versuchen, wendet ein berühmter Publizist sich in europäischem Allgefühl gegen Lessing, den literarischen Nationalpädagogen, weil er die Franzosen eine eitle Nation genannt, dem Herrn von Voltaire kritisch zugesetzt und in sein preußisches Soldatendrama die Figur des Riccaut gestellt hat. Er habe sich erniedrigt, sagt der Publizist, und unüberblickbaren Schaden habe er damit gestiftet. Inniger Zuruf aus den Tiefen der nationalen Seele: Sehr wahr! — Ja, das ist wahrhaftig eine Blütezeit des deutschen Chauvinismus. Nach zwei Jahren Krieg feiert unsere nationale Schwäche Orgien, die deutsche Selbstaufgabe und Selbstentäußerung ist längst wieder beinahe vollkommen. Wäre nicht das nackte wirtschaftliche Muß — es gäbe kein

Halten in diesem rapiden Prozeß des Sichvergessens, Sichwiederverlierens, es gäbe kein „Durchhalten“. Bewunderung der deutschen Laten? Man findet sie möglicherweise in Schweden, aber nicht bei uns, und so ist es in der Ordnung; man soll nicht sagen, daß ich es anders wünsche. Haß gegen den Todfeind? Es gibt keinen. Es gibt ausschließlich Bewunderung der Feinde, — und das Kraftbewußtsein, das sich darin ausdrückt, ist ein Bewußtsein physischer Kraft, keineswegs nationaler Charakterstärke. Es ist das Bewußtsein der Grenzsicherheit, dieses Ruins alles nationalen Pathos. Denn um nationale Leidenschaft in Deutschland geistig möglich zu machen, ist tiefste Erniedrigung, äußerstes Elend nötig, und dieser Krieg, unselig nicht, weil er nicht ganz gut, sondern weil er nicht ganz schlecht geht, — diese Halbheit, die das Land in Sicherheit läßt, Gleichgültigkeit gegen die Ereignisse, öffentliche Apathie und individuelle Korruption züchtet: — ich gebe zu, daß im nationalen Sinne nichts Schlimmeres hätte kommen können. „Niemand,“ sagt Goethe, „sieht erbärmlich aus, der in sich einiges Recht fühlt, fordern zu dürfen.“ Er sagt auch: „Gerechtigkeit — Eigenschaft und Phantom der Deutschen.“ Ein gebildetes Volk, wer wollte es leugnen, und ein gerechtes Volk. Aber ein Herrschervolk? Ich zweifle. Ich verzweifle alle paar Tage daran.

Nein, Deutschland besteht die nationalistische Katechese schlecht! Und doch: ist es nicht eben dies, worauf der beste Glaube an Deutschlands Sendung sich gründet? Der nationalistische Katechismus liegt in den Händen und herrscht in den Köpfen der politischen, der demokratischen Völker; ihre Wortführer sind es, die ihn predigen; zu den „unsterblichen Prinzipien“ der Revolution gehört das nationale Prinzip, und als ideologisches Sprengmittel zur Zerstörung Österreichs muß es heute dienen. Demokratie und Nationalismus, das ist eines Ursprungs, das ist ein und dasselbe. Und schuldig — schuldig

(um mich denn endlich auch meinstetils zu diesem Worte aufzuraffen) schuldig an dem heutigen Zustand Europas, an seiner Anarchie, an dem Kampf Aller gegen Alle, an diesem Kriege ist die nationalistische Demokratie. Das nationale Prinzip ist das atomistische, das anarchistische, das anti-europäische, das reaktionäre Prinzip. Die Demokratie ist reaktionär, denn sie ist nationalistisch und ohne jedes europäische Gewissen. Wo, unter den Feinden Deutschlands, gäbe es europäisches Gewissen? In England etwa, — um von dem unverschämten Gebaren der kleinen nationalen Egoismen zu schweigen? Europäisches Gewissen, über-nationale Verantwortlichkeit ist einzig und allein in dem unpolitischen und anti-demokratischen Volke, in Deutschland lebendig, — der deutsche Zivilisationsliterat aber sieht es nicht. Er lauscht verklärt auf die Phrasen von der „freien Gesellschaft der Staaten“, vom „demokratischen Völkerbund“, vom „demokratischen Frieden“, welche aus dem Mundwerk des westlichen Rhetors rollen, — verlogenerweise, denn er glaubt selbst nicht, und kein verständiger Mensch in der ganzen Welt glaubt ernstlich an diese Gesellschaft, diesen Bund und diesen Frieden. „Glauben Sie an den Völkerbund?!“ rief Herr George Clémenceau seiner Kammer zu... Und die Kammer verstummte... Nein, nicht der Friede der nationalistisch-internationalen Demokratie ist es, den Europa braucht, — er ist unmöglich, er wäre keiner, er wäre die verewigte Anarchie. Der Friede Europas sei nicht international, sondern übernational, er sei kein demokratischer, sondern ein deutscher Friede. Der Friede Europas kann nur beruhen auf dem Siege und der Macht des übernationalen Volkes, des Volks, das die höchsten universalistischen Überlieferungen, die reichste kosmopolitische Begabung, das tiefste Gefühl europäischer Verantwortlichkeit sein eigen nennt. Daß das gebildetste, gerechteste und den Frieden am wahrsten liebende

Volk auch das mächtigste, das gebietende sei, — darauf, auf der durch keine Zettelung mehr antastbaren Macht des Deutschen Reiches ruhe der Friede Europas. Wenn das heißt, den nationalistischen Katechismus bekennen, nun wohl, dann bekenne auch ich ihn, dann habe ich ihn immer bekannt. Und also, spricht der Philanthrop, habe ich den Krieg „eigenhändig mit herbeigeführt“.

Nein, nicht darum, ich irre mich. Sondern weil ich ein Zweifler war. Weil ich mich „immer in feiner Weise zweifelnd verhielt gegen so grobe Begriffe wie Wahrheit und Gerechtigkeit“. Grobe Begriffe? Das sind keine groben Begriffe. Es sind die höchsten und reinsten. Und ein Tugendmaulheld, wer sie unnützlich im Munde führt. Zweifelnd? Ich hätte Wahrheit und Gerechtigkeit als ewige Ideen bezweifelt, ich hätte sie nie geliebt, nie auf den zweitausend Druckseiten, die ich in diesen zwanzig Jahren langsam, mit höchstem Bedachte schrieb, wäre es mir um Wahrheit zu tun gewesen — und also um Gerechtigkeit? Denn sind das nicht nur Namen — sind alle höchsten Wörter, auch „Freiheit“ und „Schönheit“, nicht nur Namen für das Eine, das Göttliche, das Absolute? Gerechtigkeit! Der weiß nicht, was sie ist, für den sie nichts, als ein politisches Geschrei ist, — eine Fanfare also, die zu blutigen Thaten — und seien es auch nur Literaturthaten — ruft. Als geistige Leidenschaft, als Melancholie und Wahrheit kennt sie nur Der, dem sie höchste Angelegenheit des Gewissens, ja, das Gewissen selber ist. Ausdruck dieser Gerechtigkeit mag freilich nicht schmissiges Pathos sein; es mag sein, daß sie zum Quietismus führt. Aber die nichts als angreifende, die zweifellose, gewissenlose und grundsätzlich ungerechte Gerechtigkeit, — was ist sie, wenn sie sich niemals durch jene andere korrigieren läßt, was ist sie anderes als Zuchtlosigkeit und Voluptuosität? Daß es anständig sei, Wahrheit und Gerechtigkeit Tag ein Tag aus durch die poli-

tische Gasse zu ziehen; daß es anständig und richtig sei, sie mit der radikalen Republik zu verwechseln, ja, das habe ich bezweifelt; und also war ich ein Zweifler und Quietist, — der Philanthrop möge recht behalten.

Wie denn nun aber! Zweifel und Quietismus hätten diesen Krieg herbeigeführt? Aus Quietismus und „bürgerlichem“ Zweifel wäre je die Tat, die böse oder gute, hervorgegangen? Das ist neu, das ist paradox. — Aber dieser Krieg, ruft ihr, ist keine Tat, er ist eine Katastrophe! — Beides. Jede große Umwälzung ist immer sowohl das eine und das andere gewesen. Ihr würdet es sehr übel nehmen, wollte man der französischen Revolution den Tatcharakter abstreiten. Auch dieser Krieg ist ebenso sehr, wie eine europäische Katastrophe, eine gemeinsame europäische Aktion: und ich hatte nun freilich immer geglaubt, eine ganz andere geistig-seelische Verfassung, Gewöhnung und „Geste“ als Zweifel und Quietismus, sei es, die die Tat zeitige, oder doch vorbereite, oder doch ankündige, — nämlich eine — wenn auch künstliche — Festigung; ein — wenn auch krampfhafter — neuer Wille und „neues Pathos“; ein — wenn auch hysterischer — Schrei nach Bewegtheit und Bewegung um jeden, aber auch jeden Preis...

Man sollte über die Beziehungen des Geistes zu den Ereignissen nicht so leichtfertig reden, wie der Philanthrop, um beschuldigen und verdächtigen zu können, sich nicht schämt es zu tun. Daß solche Beziehungen bestehen, daß dieser Krieg kein Zufall, nicht unvermittelt und unangekündigt, vom Himmel gefallen oder aus der Hölle gebrochen ist, wer sähe nicht das. Aber sie aufzudecken und klarzustellen, diese Beziehungen; zu unterscheiden, zum Beispiel, in welchem Grade Dostojewskij ein Held, der russische Held und Prophet dieses Krieges ist, das scheint mir die heikelste der Aufgaben. Dostojewskij war Dichter, war Künstler, war nationaler Ausdruck, — und

man weiß nicht, ob ein Künstler überhaupt jemals mehr ist, als das, mehr, als Ausdruck und Mundstück, nämlich auch Führer, Diktator, Präger und Bildner seines Volks. Man weiß also nicht, wie sehr Dostojewskij die russische Idee, den Pan-slawismus und den Ruf nach Konstantinopel nur von der Nation empfing, nur als Nationaldichter verkörperte — und wie sehr die Idee durch ihn auf die Nation zurückwirkte. Daß dieser große Christ den Krieg überhaupt gelobt und gepriesen hat, wissen wir. Und wenn das Maß politischer Wirkung nach dem Maße politischen Willens zu bestimmen wäre, so müßte man wohl einen Helden dieses Krieges in ihm erblicken, — eher jedenfalls als in Nietzsche, den wenigstens ich nie ohne Erbitterung als den Urheber politischer Wirkungen nennen hören kann. „Nietzsches größtes Verdienst in sachlicher Hinsicht,“ sagt Emil Hammacher in seinem Buche „Hauptfragen der modernen Kultur“, „ist die Scheidung des metaphysischen vom sozialen Leben... Er hat die Einsicht wiedergefunden, daß der Individualismus falsch ist und doch das Überindividuelle sich durch die Persönlichkeit selbst und nur durch sie verwirklicht; im Verhältnis zu dem metaphysisch Überindividuellen ist ihm das sozial Überindividuelle, die Gesellschaft, gleichgültig und untergeordnetes Mittel.“ Nietzsche stimmte also, nach Hammacher, mit dem Christentum in der Trennung des Metaphysischen und Sozialen überein; er war so wenig Politiker, wie Jesus selbst, als er in jenem unsterblichen Wort zwischen den Pflichten, gegen den „Kaiser“ und denen gegen „Gott“ unterschied. Will man es als politische Wirkungen Nietzsches ansprechen, daß er einige Grubenbesitzer oder Großbörseaner bewog, sich für Renaissancemenschen zu halten, oder daß ein paar dumme Tungen und Fräulein ihn dahin verstanden, sie müßten sich amoralistisch „ausleben“, — in Gottes Namen, das ist nicht ernst. Wo aber Nietzsche sehr ernsthafte politische

Wirkungen, und zwar im kriegerischen Sinne, gehabt hat, das weiß ich genau und werde es sagen.

Ich komme dabei auf die jüngste Apotheosierung Emile Zolas zurück, des französischen Romancier-Aktivisten, dessen Aktivität freilich gerade gegen jene Bewegung gerichtet war, die in Frankreich den Namen des Aktivismus eigentlich für sich in Anspruch nahm und, trotz aller radikalen Republik, nach Zolas Tode höchst lebendig blieb: gegen den politischen Aktivismus der „Action française“ und der Patriotenliga. Seine Aktivität war individualistische Gerechtigkeitsempörung gegen ein politisches Lebenspathos, das sich bereit erklärte, einen wahrscheinlich „Unschuldigen“ dem Staatsinteresse, — die „Wahrheit“ dem „Leben“ zu opfern. Das war politisierter und also korrumpierter Nietzsche. Nie hat in Deutschland eine Seele daran gedacht, das Nietzsche'sche Lebenspathos zu politisieren. Das wäre ganz undeutsch gewesen. Es zu tun, war den Romanen vorbehalten — wie es sich gehörte. Was sich in Deutschland „Aktivismus“ nennt, ist pazifistisch, humanitär und antinational, kurz: radikale Aufklärung; aber der romanische Aktivismus ist nationalistisch und kriegerisch, ist radikale Reaktion. Der deutsche „Aktivist“ hat von Nietzsche schreiben gelernt, und das mag ein Mißbrauch sein, denn Nietzsche war kein Aufklärer. Aber der romanische hat von ihm politisieren gelernt, und das ist ein viel schlimmerer Mißbrauch. Die Politisierung Nietzsches, das ist die Verhunzung Nietzsches, nichts anderes, und wenn irgend etwas Geistiges den Krieg aktiv herbeigeführt hat, so war es dies: die Unfähigkeit der Romanen, Philosophie und Politik auseinander zu halten.

Freilich ist es eben diese Unfähigkeit, die der Zivilisationsliterat den Westvölkern zur höchsten Ehre anrechnet, sie eben ist es, zu der er auch sein Volk erziehen möchte und möglicherweise wirklich zu erziehen im Begriffe ist. Was man Aktivis-

mus, Voluntarismus, Neues Pathos nennt, ist nichts anderes, als das Nicht-Trennen von Philosophie und Politik: hier sieht der Zivilisationsliterat die Tugend, die, wenn sie herrschend gewesen wäre, den Krieg verhindert hätte, während der gegenteilige Instinkt, die Trennung des Metaphysischen vom Sozialen, nach seiner Meinung das Laster selbst ist, welches den Krieg nicht verhindert und das heißt: herbeigeführt habe. Aber so einfach sind die Dinge nicht, wie sie dem scheinen, dem es ums Anklagen, um Beschuldigen zu tun ist. Der falsche Niebscheanismus Frankreichs lehrt, daß die Politisierung der Philosophie ebensowohl radikale Reaktion, wie radikale Aufklärung, ebensowohl Krieg wie Pazifismus bedeuten kann; und ohne Anklage, ohne Beschuldigung stelle ich fest, daß der deutsche „Aktivismus“, obgleich seine politische Lehrmeinung pazifistisch ist, mit der europäischen Gesamt-Aktion und -Katastrophe, in der wir stehen, viel mehr zu tun hat, sie seelisch, der Geste nach, weit eher vorbereitet und angekündigt hat, als irgendwelcher „bürgerliche“ Quietismus und „Zweifel“, irgendwelche apolitische, auf Erkenntnis und Form eingestellte Artistik. Wo wären die seelischen Beziehungen etwa meiner deutsch-bürgerlich-artistischen Produktion zum Kriege, — wenn ich an dieser Stelle von gewissen nur symbolisch-ethischen Beziehungen absehen darf, die man heute freilich als „aktuell“ zu empfinden geneigt ist? Daß auch in mir und durch mich, wie durch jedes einigermaßen empfindliche Instrument, das Kommende sich irgendwie ankündigte, weiß ich wohl. Die Arbeiten, in denen der Krieg mich betraf und unterbrach, sind so sehr inspiriert von dem, was, ungeahnt von mir, herauszog, daß man, der Chronologie nicht sicher, in Zukunft ohne Schwanken Eingebungen des Krieges darin erblicken würde. Auch sehe ich wohl, wie etwa die Erzählung „Der Tod in Venedig“ in der Zeit steht, dicht vor dem Kriege steht in ihrer Willens-

Spannung und ihrer Morbidität: sie ist auf ihre Art etwas
 Letztes, das Spätwerk einer Epoche, auf welches ungewisse
 Lichter des Neuen fallen . . . Aber nicht solche Zusammen-
 hänge und bloß sensitiv-seismographische Ausschläge sind es,
 die ich hier meine. Es sind vielmehr Sympathien des Willens,
 des Temperaments, der Gebärde, des pathetischen Bedürf-
 nisses, — Sympathien, von denen bei mir, der ich mir einer
 ungewöhnlichen Humanität der epischen Linie bewußt bin,
 auch nicht eine Spur zu finden ist, noch je zu finden sein wird,
 während eine — nicht immer der Generation nach — jüngere,
 „zukünftigere“ oder heute aktuelle Art von Produktion sogar
 zum Erstaunen viel davon aufweist. Nur ehrenvoll für sie!
 Ich wiederhole, daß nicht ich es bin, dem es ums Denunzieren
 zu tun ist. Unterdessen liegt es ja auf der Hand, daß, was
 sich in Deutschland „Aktivismus“ nennt, nichts ist, als die
 Übertragung eines bestimmten Kunstgeschmacks und -tempera-
 ments ins Politische. Eine Kunstschule („Expressionismus“)
 von heftig aktivistischen Bedürfnissen, der Ruhe, der Betrach-
 tung, dem epischen Behagen, der Sachlichkeit und Heiterkeit
 verächtlich abgeneigt, ganz auf das Rapide, Vehement-
 Bewegte, Groß-Ausdrucksvolle gestellt, — verlangt eines
 Tages, daß „der Geistige handle“. Das könnte gut werden.
 Was mich betrifft, so denke ich mit Interesse und Dankbarkeit
 für wertvolle, im Goetheschen Sinn „bedeutende“ Eindrücke
 der knallenden Wut, Grausamkeit, Wildbuntheit, Härte, Un-
 heiterkeit, Unerbittlichkeit, Bössartigkeit, Inhumanität, mit
 der gewisse neueste Geschichten erzählt sind, und ich sage mir:
 Ob die politische Lehrmeinung dieser Herren Kollegen nun
 pazifistisch ist oder nicht, tut wenig zur Sache, — hier ist der
 Krieg! Sie sangen ihn in jeder Zeile, bevor er da war, und
 nie gab es ein besseres Beispiel dafür, wie wenig das Meinen
 das Sein verkündigt. Und entspricht meiner klaren Einsicht
 nicht ihr eigenes Bekenntnis, ihr eigener Stolz? Ein Er-

pressionistenführer, von der malerischen freilich, nicht der literarischen Fakultät, rief August 1914 aus: „Das ist unsere Stunde!“

Der Philanthrop freilich meint es anders. Mein günstigster Augenblick, meint er, sei das Heute, der günstigste von meinesgleichen; denn während er zur „Verbannung“ und zum „Schweigen“ verurteilt sei, höre man nur uns, nur mich, und wir zögen, ich zöge Nutzen aus der Gunst der Stunde, indem ich durch überlautes Beteuern meines Patriotismus irgend welche „Andere“ in Vergessenheit zu bringen suchte, die auch ihrerseits nur ein rhetorischer Plural sind. „Man müßte sie sich ansehen,“ sagt er — die Unterstreichung ist von mir, ich lege Wert auf diese Wendung, es zischt so bemerkenswert daraus hervor — „man müßte sie sich ansehen, ob es nicht auch sonst schon die waren, die das Profitieren verstanden.“ Was das bedeuten soll, bedeuten kann, weiß niemand. Es ist die Verdächtigung an sich und im allgemeinen, die zischende Verdächtigung ohne Inhalt und Gegenstand, verzerrten Angesichts leise hervorgestoßen. Klar ist, daß nach der Meinung des Philanthropen meine „Gesinnung“ mir das Leben überaus leicht macht, — leicht habe ich es, seiner Erkenntnis nach, und leicht habe ich es immer gehabt, — mit Sing und Sang die Welt entlang, wie es in der Oper heißt, so ging's, so lebte ich alle Tage. Ist Haß ein stärkeres Erkenntnismittel, als Liebe? Nein, doch wohl nicht. Zum mindesten nicht skrupelloser Rhetorenhaß. Ich will nicht von der Vergangenheit reden, nicht von der trällernden Leichtigkeit meines Seins und Wesens in ihr. „Ich stehe zwischen zwei Welten,“ äußerte Tonio Kröger, „bin in keiner daheim und habe es infolgedessen ein wenig schwer.“ Er bemerkte auch, einige gingen mit Notwendigkeit in die Irre, weil es einen richtigen Weg für sie überhaupt nicht gäbe. Genug. — Ich will nur für den Augenblick fragen, ob nicht

schmissiger Fortschrittsoptimismus und rhetorische Philanthropie es sein mögen, die eine vergleichsweise „leichte“ Lebensform ergeben. Ich begnüge mich, festzustellen, daß er, der mir Leichtlebigkeit zum Vorwurf macht, mit den Ereignissen dergestalt fertig wurde, daß er zunächst der deutschen Welt einige Pariser Kammer-Tiraden über den Säbel und die Gerechtigkeit ins Gesicht schleuderte und dann den Typus des humanitären Geschäftsmannes für das Wunschbild des Europäers erklärte, — worauf er stolz, heiter, moralisch geborgen und umknattert vom Beifall einer politisierenden Jugend sich der bestandfrohen Dichtkunst wieder zuwenden konnte. Und ich? Ich für mein leichtes Teil? Ich bin irgendwie gehalten, dies Buch zu schreiben . . . Mit anderen Worten: ich laufe, verantwortungslos und vor Hochgefühl von Sinnen neben den Verführern des Volkes her, „unwissend übrigens über die Katastrophe, wie der Letzte.“

Unwissend über sie, wie der Letzte, — auch dieses Wort hat mir zu denken gegeben. Wußte und weiß ich weniger von den Ereignissen, als diejenigen, die sich höchst frei und vornehm dünken, indem sie die „große Zeit“ verhöhnen — aus kleinlich-literatenhafter Besorgnis vor den kulturellen Schädigungen, die Krieg und patriotische Umnebelung im Gefolge zu haben pflegen, im Jahre 1870 zum Beispiel zur Folge hätten? Habe ich mir, August 1914, diesen sogenannten „Krieg“, dessen Wesen und Folgen nur kindliche Torheit mit denen von 1870 vergleicht, — habe ich ihn mir auch nur im ersten Augenblick als leicht und fröhlich, als einen militärischen Spaziergang nach Paris und Petersburg gedacht? Nicht mit 1870, mit 1756 verglich ich ihn, soweit er eben nur „Krieg“ war; ich sagte, daß er wohl sieben Jahre dauern möge — da er ins dritte dauert, was ist unmöglich? — ich machte mir von der physischen und flach-moralischen Übermacht, gegen die er zu führen sei, vielleicht ein deutlicheres

Bild, als die Mehrzahl meiner Landsleute, ich erklärte einen „triumphalen Sieg“ für undenkbar und rechnete allenfalls mit einem Ausgang gleich dem von 1763. Aber wenn die verführerische national-historische Parallele mich entzückte, so band und blendete sie mich doch nicht ganz. Ich sah wohl, daß, was sich zutrug, mehr sei, Größeres und Schrecklicheres bedeute, als ein Stück preußischen Schicksals. Ich darf sagen, daß ich zu den Ersten gehörte, die in dem, was hereinbrach, heranwuchs, und worin nur Kindsköpfe einen „Krieg“ wie einen anderen erblicken konnten, ein grundstürzendes Ereignis erkannten, vergleichbar nur den gewaltigsten Umwälzungen, Durch- und Zusammenbrüchen der Erdgeschichte, größte Historie also, welcher im pazifistisch-humanitären oder literarisch-kulturellen Sinne zu „opponieren“, mir höchst albern und armselig erscheinen mußte, — eine Weltwende, die blutig-geschichtliche Markierung der Jahrhundertwende zum mindesten. Zu solcher Erkenntnisart schien einzig der deutsche Geist gestimmt zu sein, und was ihn ekelte, war eben der mesquine Instinkt seiner Feinde: ein Erdereignis, das freilich, wie alles Elementare, in unsere Zivilisation wenig zu passen schien, in eine sentimental-moralische, ja forensische Affäre mit „Schuld“ und „Unschuld“, „Säbel“ und „Gerechtigkeit“ kümmerlich umzufälschen. Ein gut Teil meines Patriotismus ging und geht aus dem Vergleich der deutsch-tragischen Auffassung der Dinge mit der forensisch-moralischen der Feinde hervor... Aber sah ich in dieser Jahrhundertwende nicht auch eine Wende meines eigenpersönlichen und unser aller Leben? Begriff ich nicht bald, daß „nachher“ alles anders sein werde, daß nichts wieder werden könne, wie vordem, daß niemand werde auf alte Art sein Leben fortsetzen können und daß, wer es tun wollte, sich selbst überleben würde? Was mich erschütterte und beschämte war das Mißverhältnis zwischen meinem persönlichen Range und dem

dröhnenden Aufwand an Weltgeschichte, der die Krisis meiner vierzig Jahre markiert. Kein Zweifel, es ist ein Schicksal, so in die Zeit gestellt zu sein, daß die Wende des persönlichen Lebens mit katastrophaler Zeitwende zusammenfällt. Glück- lich, dachte ich oft in diesen Jahren, glücklich derjenige, der sein ganzes Leben lang den selben Kultur- und Gedanken- grund unter sich fühlen darf! Manche Stunde verbrachte ich über den Schriften, Aufzeichnungen, Epigrammen, in denen Goethe sich mit der französischen Revolution ausein- anderzusetzen suchte, und es war mir ein Trost, zu sehen, wie dieser Große, der auch gewähnt haben mochte, bis an sein Lebensende den gleichen Gesellschafts- und Geistesgrund unter den Füßen zu behalten, so schwere Mühe hatte, mit dem Neuen fertig zu werden, es in seine Welt, sein Werk aufzunehmen. Oder war etwa sein Herz, sein Geist dem Neuen weit und froh geöffnet? War er nicht voller Polemik, voller Widerstand? War sein erster und stärkster Instinkt nicht Selbstbehauptung, Behauptung seiner Welt?

„Franztum drängt in diesen verworrenen Tagen,
wie ehemals
Luthertum es getan, ruhige Bildung zurück.“

Oder, um noch irgend etwas Antidemokratisches herauszu- greifen:

„Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung.“

Dergleichen hatten Goethe, Schopenhauer, Nietzsche den deut- schen Bögling gelehrt. Und er hätte es über sich gewinnen sollen, in diesem Kriege für die demokratische öffentliche Welt- meinung, die alle Merkmale der Oberflächlichkeit, Unwissen-

heit, Sentimentalität und Gemeinheit trug, gegen Deutschland Partei zu nehmen? ... Dennoch wiederhole ich: Jeder, der hiernach zu leben fortfahren wollte, wie er bisher gelebt, würde sich selbst überleben. Was ist denn dieses lange Selbstgespräch und Schreibwerk anderes, als ein Rückblick auf das, was ich war, was ich eine Weile mit Recht und Ehren war, und was ich, ohne mich alt zu fühlen, offenbar nicht länger werde sein können? Nein, unwissend wie der Letzte über die Bedeutung der Stunde bin ich wohl kaum, da ich ja sogar weiß, daß alt und für immer von gestern sein wird, wem es nicht gelingt, mit der neuen Zeit zu einem leidlichen Frieden zu kommen.

Was mich angeht, so muß ich begreifen, daß ich wohl aufnehmen, lernen, Verständigung suchen, mich korrigieren, — mein Wesen und meine Erziehung aber nicht ändern, meine Wurzeln nicht ausreißen und anderswo einsenken kann. Diese Zeitwende wäre „meine Stunde“? Sie ist es nur insofern, als ihr Donner unverhältnismäßig-überwältigend die Wende meines persönlichen Lebens betont, — das Ende meiner „Stunde“ bezeichnet sie, wenn mich nicht alles täuscht, und nicht ihren Anfang. Mein günstigster Augenblick! Tor, siehst du denn nicht, daß es dein günstigster Augenblick ist, der deine vielmehr?! Die Politisierung, Demokratisierung Deutschlands, die das Werk dieses von dir humanitär verneinten Krieges ist, schafft sie nicht die Atmosphäre, in der dein Werk und Wille, deine politische Moralität und politische „Menschlichkeit“ endlich ruhmreich gedeihen können? Blüht denn dein Werk nicht auf? Sammeln sich nicht die Deinen und verkündigen deinen Namen, der ihnen ein Symbol der neuen Wahrheit und Ehre ist? Liegt die Kritik nicht auf ihrem Angesicht vor dem, was noch nicht da war und was du vorstellst: der artistischen Demokratie? Was zu sein ich, der ich mit deutscher Kultur, deutschem Kunst-

bürgertum inniger immerhin, als du, zusammenhänge, mir nie einreden wollte: ein deutscher Dichter, — versichern die Deinen dir nicht so eifrig, du seist es, daß es „nicht mehr als menschlich“ wäre, wenn du es glaubtest? Nun kommt der turbulente Erfolg, der modern-betriebhafte, beinahe im Stil und Geschmaç deiner zolaesken Träume; es kommen die Megaphon-Reklame, die gelbbroschierte Massenverbreitung, die Theaterfeste — in einem politisch-demokratischen Sinn und Geiste das alles, der meiner „Stunde“ ganz fremd war... Wohl dir! Wohl mir! Je mehr dir von allem Ersehnten die Fülle wird, desto eher darf ich hoffen, daß auch mir Gerechtigkeit widerfährt; denn jede „Stunde“ vergeht, und ich glaube nicht, daß reine Werturteile aus ihrer verschiedenen Lagerung im Leben des Einzelnen abzuleiten sind. Unterdessen aber:

„Well, if I don't succeed, I have succeeded,
And that's enough; succeeded in my youth,
The only time when much success is needed:
— — — — —

Whate'er it was, 't was mine; I' ve paid, in truth,
Of late, the penalty of such success,
But have not learned to wish it any less.“

Es sind Jahre her, mehr Jahre, als der Krieg dauert, daß ich mir die Don Juan=Verse im Buch mit dem Bleistift anmerkte. So früh wußte ich Bescheid... und zwar ohne Jammer. Ich bin fähig, mein Leben und Schicksal mit Ruhe, ja mit Heiterkeit anzusehen, mit einer Unabhängigkeit, für die „amor fati“ ein zu pathetisches, moralisches Wort ist. Verbitterung ist meine letzte Gefahr. I have succeeded, and that's enough... Auch kommt Liebe, selbst Liebe der Jugend, immer noch zu mir, und sie möge glauben, daß sie zu keinem Undankbaren kommt. Wenn ich aber nun zurück-

trete; wenn ich das Lied vom „Geiste“, das ich früh, versuchsweise und ironisch gedämpft, vor mich hinsummte, in politisch organisiertem Chorus nicht mitsingen mag und kann; wenn ich, dessen ethische Symbolik augenblicklich zu einer gewissen nationalen Aktualität gelangt ist, bald sehr allein stehen werde, ohne Anhang und „Anschluß“, ein Unorganisierter, Außenseiter und „Laugenichts“: nun, so ist mir, als könnte mit solcher untugendsamen Einsamkeit und Vergessenheit ein ganz neues Behagen verbunden sein, eine neue Freiheit, Unverantwortlichkeit und Bohème, etwas wie ein neuer Galgenhumor und Übermut, ein Zustand, ganz ähnlich jenem dunklen, freien, frühen, wo der Name noch nicht der Welt zur Beute geworden, und wo man, überzeugt, ein unmöglicher Bursche zu sein, seine besten Sachen machte. Wer sagt dir, daß es nicht eben dies ist, was ich will und suche? Daß ich nicht vielleicht die Rolle des unmöglichen Burschen für künstlerischer und anständiger halte, als die eines Vorsängers der Geistes-tugend? Ich greife vor, ich will der Tugend ein besonderes Kapitel weihen . . . Aber ist ein Augenblick, der so wenig der meine ist, so sichtbarlich dir und deinem glänzenden Aufstieg gehört, — ist, frage ich, dies der richtige Augenblick, mir ins Gesicht zu schlagen, wie du es da tust? Verlohnste es, fünfzehn Jahre in edler Neidlosigkeit an dich zu halten, um ausgerechnet in dem Augenblick, wo alles sich wendet, dich so hemmungslos gehen zu lassen? Sollte es nicht ein Mißbrauch deiner Ehrenstunde sein, mir vor versammelter Jugend ins Gesicht zu sagen, ich sei mein lebenlang nichts als ein unterhaltfamer Schmaroher gewesen?

Ein Schmaroher. Denn: „Waren sie etwa Kämpfer?“ O nein, nie war ich ein Kämpfer, nie etwas Ähnliches! Ich stand nicht da, eine Hand auf dem Herzen, die andere in der Luft, und rezitierte den Contrat social. Ich sang nicht, daß man irgendwelche „Herren“ an die Laterne hängen müsse,

und plädierte nicht auf Abschaffung der großen Männer, weil sie das Niveau drücken. Ich behauptete nicht, daß die Republik das Ideal der Wahrheit sei, verhöhnte auch nicht die auf ewig mit Leid beladene Menschheit, indem ich tremolierend versicherte, ihr Weg führe „zu etwas sehr Schönnem, durchaus Heiterem“, nannte ferner nicht jeden einen Idioten oder Schurken, der das nicht glauben konnte, und schrie nicht: „Man achte auf mich, der liebt!“ Ich erinnere mich, ich nahm Abstand von all dem. Und folglich war ich kein Kämpfer. Folglich war ich ein Schmaroker. — Ich will besonnen sein. Ich will nicht lieberlichen Redner-Leichtsinn, schmöde, empörende Kränkung nennen, was die Maße meines Falles wohl nur als kleine Ungerechtigkeit zu bezeichnen erlauben. Ein Großer ging, die Hände auf dem Rücken, in seinem Zimmerchen umher und sprach zu dem lauschenden Famulus, während vielleicht immerhin seine Stimme bebte: „Ich weiß recht gut, daß, so sauer ich es mir auch mein lebelang habe werden lassen, all mein Wirken in den Augen gewisser Leute für nichts geachtet wird, eben weil ich verschmäht habe, mich in politische Parteiungen zu mengen. Um diesen Leuten recht zu sein, hätte ich müssen Mitglied eines Jakobiner-Klubs werden.“ Darf ich mich dieser Worte erinnern, mich ihrer nur erinnern und nichts weiter, in dem Augenblick, wo man mir sagt, ich hätte ein Schmarokerleben geführt?... Der Begriff des Helfens war mir lieb und teuer, seit ich hatte verstehen dürfen, daß er Raum habe in meinem Leben. Ich hatte das nicht geglaubt, ich gestehe, daß ich von diesem sozialen Begriff nicht ausgegangen war. Nein, ich hatte mir nicht träumen lassen, daß ich anderen zu helfen vermöchte, da meine eigene Fragwürdigkeit mir so schwer zu schaffen machte. Heute weiß ich es hundertfach, daß ich, indem „ich's mir sauer werden ließ,“ anderen leben geholfen habe. Menschen leben helfen... Das ist freilich etwas anderes, als sie mit

Schmiß und Tremolo in den einzig europäischen, einzig menschenwürdigen Zustand politischer Revolte zu versetzen, aber daß es etwas Schlechteres, weniger Sittliches, auch nur Unsozialeres sei, ist nicht ausgemacht. Meine Art zu reden, das Leben reden zu lassen war eher herb, als süß, wenn auch freilich Humor und Musik mir Korrelate des Pessimismus bedeuteten. Ein großer bürgerlicher Künstler, Adalbert Stifter, sagte in einem Brief: „Meine Bücher sind nicht Dichtungen allein, sondern als sittliche Offenbarungen, als mit strengem Ernste bewahrte menschliche Würde haben sie einen Wert, der länger bleiben wird, als der poetische.“ Ich habe ein Recht, ihm das nachzusprechen, und Tausende, denen ich „leben half“, sehen es, dieses Recht. Die Generation, die um die Jahrhundertwende über den Erfolg oder Nicht-Erfolg eines Schriftstellers entschied, hieß mich willkommen, — nun, sie hieß auch andere, oftmals Schlechtere willkommen, über den Wert meiner Wirkung war damit nicht viel gesagt, es konnte sein, daß sie auf einschmeichelnden Eigenschaften, auf Annehmlichkeiten des Tonfalls beruhte. Aber damals, als ich zu schreiben begann, lagen Menschen in den Wiegen, die heut so viel Jahre zählen wie der Verfallsroman, die Bürger-Dichter-Novelle. Sie wuchsen auf, gleichzeitig mit diesen Gebilden wuchsen sie ins Leben, ins schwere Leben hinein, und sie ließen mich wissen, daß sie ihnen helfen, zu leben. Sie lehrten mich glauben, daß kein ephemerer Gefälligkeitszauber, daß Menschenwert wirke aus dem, was ich geben konnte. Angreifende, immer nur selbstgerecht angreifende politische Schmähsucht aber tritt auf und erklärt, statt ein „Kämpfer“ zu sein, hätte ich schmarogend, was die Macht herbeiführte, zum Besten gewandt.

„Den Namen seiner Tat“? Was der Philanthrop, der Zivilisationsliterat, Neu-Pathetiker und Politiker sich da geleistet hat, was er in seiner großen sittlichen Geborgenheit

sich glaubte leisten zu dürfen, ist leichtfertigste, gewissenloseste, menschlich unverantwortlichste Verleumdung. Er behaupte immerhin die moralische Überlegenheit dieser Art von „Innerer Politik“ über den nach außen gerichteten Zorn patriotischer Heißsporne: schwereren Schiffbruch hat keines Mitlebenden Vernunft, Gerechtigkeit, Menschlichkeit gelitten im Sturme der Zeit, als die seine. —